Eur.
465
cb

Curr. 465 cb [Lombard]

Materialien

zur

Geschichte der Jahre

1805, 1806, und 1807.

Seinen Landesleuten

zugeeignet

von

einem Preussen.

Frankfurt und Leipzig

bei Friedrich Nicolai

1808.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Zueignung.

Preussen, empfangt das Lebewohl eines Mitbürgers, der Euch nur noch mit dem Herzen verwandt ist; empfangt in dieser Schrift den letzten Zoll seiner Liebe fürs Vaterland. Wenn Ihr mich lesen werdet, trennen mich schon Meere von Euch. Ich ziehe in einen andern Welttheil; nicht um ein neues Vaterland aufzusuchen; das alte läßt sich nie ersetzen: nicht um das Glück zu finden: es wohnte unter Euch. Mehr noch als Andere, ein Opfer des allgemei-

nen Unfalls, habe ich alle meine Neigungen, habe ich die theuerste von allen, Euren Ruhm überlebt, und sehne mich nach der Ruhe, die auf den Sturm folgt, nach der Entfernung vom Schauplatz Eurer Leiden.

Ich habe Euren Fall gesehen; er hat mein Herz zerrissen. Ich habe aber auch zugleich die Urtheile der Unwissenheit und des Hasses über Euch gehört; und der Unwille hat mir die Feder in die Hand gegeben. Wird sich denn die Bosheit immer thätiger zeigen als die Pflicht? Namenlose Scribler treten hintereinander im Finstern auf, um Euch mit Koth zu bewerfen: der Patriot seufzet und schweigt. Warum schweigt er? Wie kann die Wahrheit durch den Schleier dringen, wenn die Welt nur das verkünden hört, was Euch anklagt, und nie das, was Euch ehrt?

Vor dem Richterstuhl der Geschichte wird Eure Regierung als entnervt angeschuldigt, Eure Staatsmänner bestechbar gescholten, Ihr selbst ein leichtsinniges Volk genannt, ohne Character, ohne Muth. Die Untersuchung des Processes ist lang und mühsam; die Verläumdung leicht. Ehe ich mich von Euch losreisse, will ich Euch ein Denkmal hinterlassen, welches Euch durch den Gedanken an das, was Ihr einst waret, eine Stunde Trost gewähre. Ich stelle Euch das Gemälde unserer drei letztverflossenen Jahre vor Augen. Möge es dem Ausländer, der Euch Alle, weil Ihr unglücklich waret, auf das Wort einiger Söldlinge entwürdigte, seinen Irrthum benehmen!

Ich stelle Euch hier weder ein Urtheil ohne Beweisgründe auf, wie man sie der Leichtgläubigkeit des Schwachen und Ein-

fältigen Hinzuwerfen gewohnt ist, noch einen gehässigen Prunkvortrag, wie ihn der Bösewicht den Beweisgründen vorzieht. Ich habe mich in geschätzten Verhältnissen befunden. Ich habe die Weisen des Landes aufgesucht, um meine Art zu sehen durch die ihrige zu berichtigen. Ich sage nicht Alles; die Pflicht verbietet es mir: ich sage blos das Wahre; das Böse, um gerecht zu seyn; das Gute, um meinem Herzen wohl zu thun.

Wenn ein ungenannter Schriftsteller so von sich spricht, ist freilich das Werk selbst sein einziger Gewährsmann. Aber die Wahrheit trägt ihren Stämpel. Ein erfahrnes Auge findet ihn auf. Unter meinen Landesleuten rufe ich diejenigen zu Richtern, welchen, mehr als dem gemeinen Haufen, die Regierung und ihre Trieb-

federn bekannt sind. Ich fürchte mich nicht vor ihren Einsichten.

Zuerst will ich sagen, was Preussen vor dem Jahre 1805 war, und warum Preussen es war. Ich will zeigen, daß dieser Staat einen gleich sehr gemißkannten Grundkeim des Lebens und des Todes bei sich führte. Alsdann will ich, vom Jahre 1806 an, wo der Schleier, der unser Nichts verhüllte, gelöset ward, die Begebenheiten zwar mehr im Zusammenhange, aber doch nur durch Hauptzüge andeuten, und ohne das Bekannte zu wiederholen, ohne die öffentlichen Blätter abzuschreiben, mich vorzüglich mit den Anfschlüssen der großen moralischen Erscheinungen beschäftigen, die die Geschichte anziehend machen und ihrem Forscher Belehrung gewähren.

Mitbürger und Brüder, ich habe in

einer Sprache geschrieben, die nicht meine vaterländische ist *). Ich that es erstens, weil diejenigen unter Euch, die mich lesen werden, derselben mächtig sind; vorzüglich aber, damit der Ausländer mich verstehe, und Euch beurtheilen lerne. Ich will lieber weniger gut schreiben, und Euch, wo möglich, mehr Herzen zurückgewinnen.

---

*) Das Original ist französisch geschrieben.

Die dritte Coalition war im Begriff auszubrechen. Preussen, durch einen achtjährigen Wohlstand dreist geworden, bestand fest auf seine Neutralität. Alle Höfe, selbst die Verbündeten, legten seinem System unrichtige Beweggründe unter. Im Innern des Landes beflissen sich Heere von Schwärmern, es herabzuwürdigen. Nur einige Weisen sahen mit schweren Herzen voraus, daß es sich nicht immer würde erhalten können.

Um den Vorwürfen, die dem Berliner Kabinet gemacht worden, und den Urtheilen, die über die angeblichen Ursachen unserer Unglücksfälle ergangen sind, auf den Grund zu kommen; um vermittelst dieser Untersuchung zur einzigen Aufklärung der jüngsten Ereignisse zu gelangen, die allen Forderungen genügt, außer dem Bedürfnisse zu ta-

deln und zu hassen; ist es nothwendig, sich einen richtigen Begriff von der Lage zu machen, worin sich 1805 Preussen, sowohl im Innern als im Aeußern, befand. Dieses doppelte Gemälde muß aller Erörterung vorangehen. Ein Entwurf dieser Lage ist der aufgeworfenen Frage so wenig fremd, daß er ihr vielmehr zur genügenden Antwort dient. Alle verläumderischen Hypothesen fallen in ihr Nichts zurück, sobald man gesehen haben wird, was Preussen an und für sich war. Alle Unbegreiflichkeiten lösen sich natürlich auf, wenn man einen Blick auf Preussens Umgebungen wirft.

Friedrich Wilhelm III. regierte seit acht Jahren. Im Privatstande wäre er der Abgott seiner Freunde gewesen. Als König hat es ihm nur an Glück und Ohngefähr gefehlt, um von der Geschichte in die erste Fürstenreihe gestellt zu werden. Da uns seine geistige und moralische Art zu seyn den Schlüssel zu vielen Thatsachen geben wird, so ist es überaus nothwendig, uns vor allen Dingen von Grund aus mit derselben bekannt zu machen.

Friedrich Wilhelms III. erste Erziehung war schlecht gewesen, und die Wahl seiner Erzieher ein Räthsel für die Nation. Er allein wußte sich in zwei großen Schulen zu bilden. Die Regierung seines Groß-Oheims stellte ihm große Muster zur Nachahmung, die seines Vaters gefährliche Klippen zur Warnung auf. In der Abgezogenheit einer weisen Jugend prüfte er mit Nutzen, und bezeichnete sich frühzeitig seine künftige Laufbahn. Ein ehrfurchtsvoller Sohn und Unterthan, erlaubte er es sich nie, über die Fehler seines Vaters und Königs abzusprechen. Allein die gewaltsamen Nothmittel, zu welchen er ihn greifen sah, lehrten ihn, daß Sparsamkeit die erste Bedingung einer glücklichen Regierung sey, und in den Ebenen der Champagne, von den Trümmern der preussischen Armee umgeben, that er das Gelübde, seinen Völkern die Wohlthat des Friedens zu erhalten.

Er brachte eine Jugend, in welcher kein Sturm rege geworden war, unvollkommene Kenntnisse ohne Erfahrungen, aber durchdachte Entschlüsse und ein Herz auf

den Thron, frei von jeder Leidenschaft, so lange man der Liebe zum Guten, und häuslichen Neigungen nicht diesen Namen giebt. Jene Ruhe des Herzens erleichterte stets für ihn alles Studiren, verscheuchte von ihm das Heer der Vorurtheile; und, ohne mit seiner Pünktlichkeit in den königlichen Pflichten zu prunken, sie vielleicht mit zu vieler Einfachheit erfüllend, und die Stunden der Arbeit, mehr als der letzte seiner Diener, für die heiligste Pflicht seines Lebens ansehend, hatte er in jenem frühern Lebensabschnitte, dessen Bild wir aufstellen, sich mit nicht gemeinen Kenntnissen ausgerüstet.

Er besaß von Grund aus die Geschichte seines Landes, seiner Vorfahren und der preussischen Kriege. Da seit seinem Regierungsantritt die auswärtigen Angelegenheiten verwickelter wurden, las er vorzugsweise alles was über die Tagesgeschichte erschien, und für ihn die Bahn seiner Pflichten aufhellen konnte. Gleichwohl waren es nicht die Einsichten und Gedanken der Andern, die den seinigen mehr Richtigkeit gaben. Mit einem seltenen Natursinn begabt,

bedurfte es nur, um ihn in seiner ganzen Reinheit zu erhalten, daß sich keine fremde Neigung darin mischte. Durch eine nicht zu erklärende Sonderbarkeit des menschlichen Verstandes ist es gekommen, daß, bei der guten Meinung, die er von sich haben mußte, bei der hundertmal wiederholten Erfahrung, daß von allen seinen Rathgebern der unbestechlichste sein eigenes Gefühl sey, Friedrich Wilhelm III. sich nie auf seinen eigentlichen Standpunkt gestellt hat. Er setzte nur ein schüchternes Vertrauen in seine Einsichten. So oft seinem edlen Herzen keine große Pflicht ansprach, (denn die Stimme des Herzens überhörte er nie) entschied er nur ungern zwischen verschiedenartigen Meinungen. Daraus ist manches Uebel entstanden. In den ersten Jahren seiner Regierung ist das Gute langsamer geschehen, als es hätte geschehen können; in Erwartung neuer Beweggründe und bündigerer Aufschlüsse wurden sogar wohlthätige Maaßregeln von ihm weiter hinausgeschoben, wenn sie ihm noch nicht von allen Seiten hinlänglich beleuchtet zu seyn schienen; im Unglück hat

es wichtige Augenblicke gegeben, wo sein Muth und sein richtiger Maaßstab uns gerettet haben würde, wenn er fremden Rath dem eignen nicht vorgezogen hätte.

Nie hat es einen reinern, ebenmäßigern, beständigern Willen gegeben, als Friedrich Wilhelms III. Er machte sich einen hohen Begriff von seinen Pflichten. Kein Opfer war ihm theuer genug, das er ihnen nicht gebracht hätte, aber so sehr im stillen, so prunklos, daß er vielleicht der einzige war, der darum wußte. In jedem Augenblicke seines Lebens war seines Herzens einziges Bedürfniß, das Gute. Nur sanfter und rechtlicher Neigungen empfänglich, ging er dem Ziele zu, ohne sich von minder edlen Trieben ablenken zu lassen, und genoß schon unterwegens des Zieles. Seine Herzensgüte war so rein, seine Grundsätze so sicher, daß er eines von beiden hätte entbehren können. Mit andern Neigungen würde er eben so viel Gutes gestiftet haben; mit weniger Einsichten, eben so viel.

Ueber die großen Staatsverhältnisse hatte er Begriffe, vermittelst deren er zuversicht-

licher Engel als Menschen beherrscht haben würde. Seinem moralischen Sinne waren alle entfernten Berechnungen zuwider, wo die Gegenwart den oft ungewissen Vortheilen der Zukunft aufgeopfert wird. Ihm hieß nur die Vertheidigung des unmittelbar angegriffenen Vaterlandes ein gerechter Krieg. Wir werden in der Folge dieser Schrift sehen, wie entscheidend dieser zugleich erhabene und gefährliche Grundsatz für das Schicksal der preussischen Monarchie geworden ist.

Glücklicherweise konnte Friedrich Wilhelm III. in der Politik für den Frieden stimmen, ohne besorgen zu dürfen, daß man seiner Meinung einen Grund unterschieben würde, der seines Ranges oder Characters unwürdig wäre. Nicht nur floß das Blut der Hohenzollern in seinen Adern; er hatte auch in den Feldzügen am Rhein und an der Weichsel persönliche Beweise von Tapferkeit abgelegt. Neulich, ach! hat er sie wiederholt, ohne daß Heldengeist etwas wider die alles leitende Kraft des Genies vermocht hätte. Sein Muth war nicht

der Muth des Jünglings, der blindlings dem Instinkte folgt; nicht der Muth des Ehrsüchtigen, der alles wagt, um alles zu gewinnen; es war der Muth des Mannes von gediegener Moral, für den die Pflicht alles ist, und der, zwischen Pflicht und Tod hingestellt, nicht einmal zweifelt, ob er wählen soll.

Vom Arbeitszimmer, wo er ohne Wort- und Standgepränge sich blos mit nützlichen Zwecken, mit wohlthätigen Entwürfen beschäftiget hatte, trat er in den Kreis einer geliebten Familie, mit Tugenden anderer Art, aber eines und desselben Charakters. Seine Frau — denn warum soll ich hier anders schreiben, als er sprach? — seine Frau, seine Kinder, seine Brüder bildeten diesen Kreis, wo er einen Genuß suchte, den der Thron nicht gewährt. In der Mitte der Seinen, glücklicher im häuslichen als im königlichen Leben, frei von beschwerlichen Zweifeln, und mehr mit sich zufrieden, überließ er sich dem Gefühl ungemischter Wonne; denn im Glücke seiner Familie fand er das seinige, und um jenes zu be-

begründen, durfte er nur sein Herz um Rath fragen. Diese kleine Welt war für ihn der Lohn erfüllter Pflichten; sie bot ihm in seiner erhabenen Gattinn alle Reize, in seinen Kindern alle Hoffnungen dar. Die Einigkeit, der sanfte Frohsinn, ein edler Freimuth machten diesen Kreis zum magischen. Oft verschwand der Hof aus demselben, und wurde durch etwas Besseres ersetzt; und obschon das Bedürfniß der Glossen uns im Leben unsrer Regenten manche unwesentliche Kleinigkeit hat aufsuchen lassen; obschon, mehr als einmal, unsre mürrische Strenge sich wider Willen in das schönste Lob verwandelt hat, weil das Unbedentende der Vorwürfe weiter nichts bewies, als wie tief die Bosheit selbst und der Neid sich vor ihren großen Tugenden neigte; obschon man im einzelnen das Einfache ihres Hofes getadelt, und für den dort abgelegten Zwang die Hoftrauer angelegt hat, weil man sich nicht mehr über den Mißbrauch desselben beschweren konnte; so bleibt es doch eine ausgemachte Wahrheit, daß die majestätische Grazie der Königinn

alles zu vereinigen, alles zusammen zu halten wußte, daß sie zugleich Ehrfurcht und Liebe gebot, und daß jener Verein, in den Augen der Weisheit, einen Reiz um sich verbreitete, bei welchem sich die Würde nichts vergab.

Solches waren die moralischen Absichten, die natürlichen Entwickelungen eines Fürsten, der in der Folge unglücklicher geworden ist, als es kein zweiter, zur Strafe aller Irrthümer, aller Verbrechen, je werden kann. Lasset uns sehen, was im Jahr 1805 sein Königreich war, und, um das Ganze leichter zu überschauen, den Blick nacheinander auf die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung richten.

Man weiß es, die Finanzen waren in Preussen, mehr als in irgend einem Reiche der Welt, die erste Bedingung zur Erhaltung des Staats. Preussen war durch einen Gewaltsprung in die Reihe der großen Mächte Europens versetzt worden. Es theilte ihre Bedürfnisse, aber nicht ihre Hülfsquellen. In Preussen durfte man sich nicht ungestraft auf dem Throne vergessen,

und eilf Jahre einer zu abgespannten Regierung hatten uns an den Rand des Abgrundes gebracht. Der hochseelige König hatte von Friedrich den Großen einen Schatz von zweiundsiebzig Millionen Thaler geerbt, und statt des Erbes seinem Sohne achtundzwanzig Millionen Schulden und überdies Finanzeinrichtungen hinterlassen, auf welchen der Abscheu der Nation haftete, einen Credit, der schon zu sinken anfing, und Bedürfnisse, die mit den Folgen des unseligen Ritterzuges nach Champagne von Tage zu Tage zunehmen mußten.

Kaum auf den Thron gestiegen, führte Friedrich Wilhelm III. in allen Zweigen der Staatsverwaltung, eine nicht überstrenge, aber weise Sparsamkeit ein. Sich selbst untersagte er schlechterdings allen überflüßigen Prunk. Sein Hausstand war tief unter seinem Range. Ich würde keinen Glauben finden, wenn ich die Summe, die der Königinn ausgeworfen war, genau angäbe; was man aber, wenigstens unter meinen Landesleuten, mir aufs Wort glauben wird, ist, daß der größte Theil dieses mäßigen Ein-

kommens auf mehrentheils geräuschlose Wohlthaten verwendet wurde.

Ohne hier untersuchen zu wollen, in wie fern unsre politischen Grundsätze, in andern Hinsichten, dem Staate nachtheilig geworden sind, bemerke ich bloß, daß ihnen der König eine achtjährige Ruhe verdankte, und jedes Mittel zum Wohlstande, welches Handel und Friede seinem Volke darboten, mit großer Gewandheit benutzte, um den Ueberschuß seiner Einkünfte auf die Wiederherstellung seiner Finanzen zu verwenden. In Zeit von wenig Jahren waren die Staatsschulden entweder getilgt oder fundirt. Der Schatz Friedrichs II. hatte nicht wieder gefüllt werden können, erstlich weil man weiter hätte ausholen müssen, zweitens weil man durch Erfahrung wußte, was zu gewaltsame Finanzoperationen dem Kunstfleiße für Wunden schlagen. Schon waren die Ersparnisse ansehnlich; und als 1805 und im folgenden Jahre die Umstände den König bewogen sein Heer mobil zu machen, reichten sie zu den ersten Ausgaben hin.

Folglich war im ersten Augenblick, als unser politisches Unglück anhob, Preussen schuldenfrei, hatte wieder einen Schatz, und die jährliche Staatseinnahme überstieg die Ausgaben um eine Summe, die den Reichthum eines Fürsten vom dritten Rang ausgemacht haben würde. Welcher Staat in Europa hätte sich, unter diesem ersten Gesichtspunkte, neben Preussen hinstellen können?

Man denke nicht, daß diese Hülfsquellen durch die Expressungen eines unterdrükkenden Verwaltungssystems eröffnet worden, daß der Staat sich auf Kosten des allgemeinen Elends von seiner schweren Schuldenlast befreiet habe! Die Grundsätze, die man damals befolgte, hatten nicht die mindeste Aehnlichkeit mit jenem harten Joche der Fiscalität, welches man den Zeiten Friedrichs des Großen vorwarf. Die vom hochseligen Könige in seiner bedrängten Lage wieder eingeführten Monopole waren von Friedrich Wilhelm III., den seine Sparsamkeit reich machte, abgeschaft worden. Man hatte dem National-Kunsttriebe so,

wohl dasjenige zurückgegeben, was sich in ältern Zeiten der Staat angemaßt, als das, worauf sich das Eigenthumsrecht einzelner Familien begründete. Der Handel war geworden, zwar nicht alles was er werden konnte, aber doch, was er nie vorher gewesen war, obschon wir zur Steuer der Wahrheit zugeben müssen, daß er seinen Wachsthum eben so sehr den politischen Zeitläuften als den Einrichtungen der Regierung zu verdanken hatte. Einen großen Theil der Kroneinkünfte bezog die Regierung aus den Domänen. Die Nation brachte das übrige auf, ohne sich gedrückt zu fühlen, weil man sich der indirecten Auflagen fortdauernd bediente, und der Erfahrung des großen Friedrichs über diesen Punkt mehr als den heutigen Theorien zutraute. Alle Handelsstädte hatten sich zu einem bisher von ihnen ungekannten Grad von Flor und Glanz erhoben. Unter den kleinen Provinzialstädten, welche ihren Wohlstand vorübergehenden Umständen zu verdanken hatten, schienen zwar mehrere zurückgekommen, aber den Landmann lohnte sein Fleiß, und

mit jedem Tage floß, was er erspart hatte, in die Königliche Bank, wo er sein Eigenthum allein in Sicherheit glaubte. Ueberdies nahm die Regierung, den alten Grundsätzen getreu, nur ein, um wieder auszugeben; der größte Theil dessen, was ihr nach dem Jahresschluß zum freien Gebrauch übrig blieb, floß in die Provinzen zurück, belebte den Ackerbau, den Handel, und die nutzbringenden Künste. Städte wurden ausgebaut, Felder urbar gemacht; Domänenpächtern, wenn sie unverschuldetes Unglück betroffen hatte, wurde durch Erlaß geholfen, solide Fabriken unterstützt, in den Provinzen, wo es noch an Händen fehlte, arbeitsame Ausländer angesiedelt, Versuche mit gehöriger Weisheit angestellt, ob sich größere Ländereien mit Vortheil abbauen ließen, und den Landeigenthümern nahmhafte Summen angewiesen, wenn sie die reine Absicht darthun konnten, sie auf gemeinnützige Verbesserungen zu verwenden. Die Gemeinheiten und Frohndienste, zwei Haupthindernisse, die sich der Vervollkommnung des Ackerbaues entgegenstellen, waren, jene

aufgehoben, diese für loskäuflich erklärt worden, wenigstens allenthalben, wo die Regierung befehlen, oder durch die Macht des Beispiels und Aufmunterungen aller Art ihren Einfluß bethätigen konnte. Posen war von einer Feuersbrunst heimgesucht worden. Der König ließ die Stadt schöner wieder aufbauen. Die Weichsel, unbeständig wie die Nation, deren flache Ebenen sie bespült, strebte unablässig dahin, ihr Bett zu verändern. Durch die schönen Werke an der Montauer Spitze wurde der Strom für die ergiebigsten Gegenden unschädlich gemacht. Colbergs Salzwerke, das gemeinschaftliche Eigenthum einiger Pommerschen Familien, brachten unter einer fehlerhaften Verwaltung wenig ein. Der Staat kaufte sie an sich, und bald versprachen sie reichlichen Ertrag. Der innere Handel der Provinzen war durch Zwischenzölle erschwert, die sich noch von den alten Zeiten herschrieben, wo jene Provinzen verschiedenen Herren unterthan waren. Friedrich Wilhelm III. hörte nicht auf die Stimme einer kleinlichen Fiscalität; er schafte die beschwerenden Einrichtungen

ab,

ab, die seine Vorfahren, bei aller ihrer Weisheit, beibehalten hatten. Unsere Wolle, die Seele unserer Manufakturen, war grob. Einsichtsvolle Männer wurden nach Spanien geschickt, um Schafe der besten Zucht aufzukaufen, und die angelangten Heerden unter die großen Gutsbesitzer vertheilt. So vermehrte sich, von Jahr zu Jahr, das Gute, das nie vollendet wird. So verdoppelte der unaufhörliche Kreislauf des Geldes und ein beständiges Getriebe in allen Theilen des Kunstfleißes, den Nationalreichthum, machte die Last der Abgaben weniger fühlbar, und hielt für den Augenblick des Bedürfnisses mehr ausserordentliche Hülfsmittel in Bereitschaft, als man sich bei minder väterlichen Regenten, von der so relativen Armuth unsers Landes hätte versprechen können.

Ich nenne die Armuth unsers Landes relativ, denn in jedem andern Staate wäre es, um dieselben Endzwecke zu erzielen, hinreichend gewesen, das Gute nur nicht zu verhindern. Allein Preussen bedurfte einer stets thätigen Regierung, die der Natur nach-

helfen, ja oft wider ihren Willen hervorbringen und erhalten mußte. Je weniger uns der Boden war, desto mehr mußten uns die Menschen werden. Friedrichs Werk war eines der schönsten Triumphe der Menschheit, und jeder Tag mußte dieses Werk weiter ausführen helfen.

Während, im Schutze wohlthätiger Einrichtungen, der Preusse, den die Natur nicht zum Vollgenuß alles Reichthums bestimmt hat, in den verschiedenen Volksklassen sich des goldenen Wohlstandes der Mittelmäßigkeit erfreuen konnte, wachten über ihn, über die Erhaltung seiner ererbten und eroberten Rechte, Gesetze, über deren Heiligkeit und Werth Europa längst abgesprochen hat. In dieser Hinsicht reichen unsre gerechten Ansprüche auf die Achtung der Nationen weiter hinaus. Wenn, anstatt verworrener, widersprechender, unausführbarer Sätze, von der Gewohnheit zu Satzungen erhoben, wir, unter den Neuern, das erste Gesetzbuch besitzen, welches seine Grundlagen theils in den Quellen der ewigen Wahrheit, theils in

Umständen geschöpft, die uns eigenthümlich, theils in Bedürfnissen, die uns persönlich waren; wenn neulich unter Napoleons Anleitung jenes schöne Denkmal unsers Ruhms von seiner Nation studirt und benutzt worden; so ist dieses alles ein Theil des schönen Erbes anzusehen, das uns Friedrich der Große hinterließ.

Das Gesetzbuch war da; aber laßt uns nicht vergessen, daß in der moralischen Welt der Wille des Menschen menschlichen Einrichtungen die einzige Gewähr leistet. Laßt uns auch diejenigen ehren, die auf die Schöpfung des Genies ein wachsames Auge haben, und uns der Zeiten erinnern, wo dieses schöne Werk, kaum gekannt, und noch nicht mit der gesetzlichen Gewalt ausgerüstet, in Begriff stand, zu Grunde zu gehn. Der unsterbliche Urheber des Gebäudes hatte bei der Aufführung desselben keinen Anstand genommen, die Grundlagen offen hinzustellen. In dem Eingange waren einige große Wahrheiten angedeutet, die seines gleichen ohne Scheu aufstellen konnten.

Nach ihm trug man Bedenken sie zu verkünden, und es fehlte wenig, so hätten wir unsern vorzüglichsten Anspruch auf den Ruhm der Gesetzgebung eingebüßt. Friedrich Wilhelms III. Regierung ist ein langer Ehrenzoll gewesen, der dem Geiste dieses schönen Werks gehuldigt hat. Unter seiner Regierung haben wir nur vor dem Gewissen und dem Gesetze zu zittern gehabt. Der persönliche Haß des Regenten (wenn solch ein Fall bei Friedrich Wilhelm III. möglich gewesen wäre) würde den Gegenstand desselben weder im Besitze seiner Stelle gestört, noch seinen Aussichten für die Zukunft hinderlich gewesen seyn. Das Ansehen des Königs verstummte, wo das Gesetz gesprochen hatte. Nur ein einzigesmal, seit seiner Thronbesteigung, schob er die Gewalt vor; und, was dem Beobachter am meisten auffiel, er erlaubte es sich in den ersten Tagen seines Regierungsantritts und in einer zartgewebten Angelegenheit, wo diese Ausnahme seinem Herzen nicht gleichgültig seyn konnte. Aber diesmal folgte sein reiner Sinn der Stimme

des Instinkts. Der König ehrte bei dieser Gelegenheit mehr die Sitten, als er die Formen verletzte; und sein Volk verstand ihn.

Wenn die Gesetze dem Einflusse des Monarchen nicht weichen dürfen, so ist zwar eine gefährliche Klippe umschifft. Allein können sie der Stellvertreter und Stimmen enbehren? und wo die Organe des Gesetzes nicht rein sind, was vermag die Weisheit des Gesetzgebers? Freilich wohnt die Vollkommenheit nicht hienieden; freilich giebt es aller Orten Ausnahmen. Allein die Verläumdung hat unsre Gerichtshöfe verschont; allgemein verehrte Namen drängen sich von allen Seiten in meine Feder. Ich darf nur das Kammergericht, nur das Ober-Tribunal nennen, um die Begriffe von Rechtschaffenheit, Unbestechlichkeit und Muth rege zu machen. Hier wird man sie gewiß nicht suchen wollen, jene sogenannten Beweise unserer Entwürdigung! Als unter des hochseligen Königs Regierung allmächtige Schwärmer einen ohnmächtigen

Landgeistlichen zu Grunde richten wollten, weil er gegen die äußeren Formen verstoßen hatte; als man den Mitgliedern des Kammergerichts einzeln zusetzte, weil sie, gegen die Stimme der Machthaber taub blieben; als man die Rache bis zur unedlen Beschimpfung trieb, gaben sie insgesammt ohne Ausnahme, Arme und Reiche, das doppelte Beispiel der tiefen Ehrfurcht vor dem Throne, und eines unbeugsamen Widerstandes gegen gesetzwidrige Willkühr. Sie ließen sich ohne Murren unterdrücken, blieben aber das, wozu sie berufen waren, Organe des Gesetzes allein. Sie verbanden sich insgeheim (und um so edler war der Bund den sie schlossen), auf den Fall, wo sie alle als Opfer der Pflicht fallen würden, ihr gesammtes Vermögen gemeinschaftlich zu benutzen. So wurde Gewissenhaftigkeit für sie der Knoten einer ehrenvollen Freundschaft; so wurden auch diejenigen, deren einziger Unterhalt der Ertrag ihrer Stellen war, in Hinsicht auf die äußern Umstände, eben so unabhängig, als es alle in Hinsicht auf Pflicht und Gewissen gewesen waren.

Noch leben sie in den Tagen unsers Unfalls, diese edelmüthigen Männer; noch sind sie die Ehre unsrer Sitten; noch gebieten sie Ehrfurcht für unsre Gesetze, theils in jenen Stellen, theils in andern Aemtern; und wie viel Zöglinge, ihrer würdig, haben sie in der Hauptstadt und in den Provinzen gebildet! Nennet den Berlinern einen Kirch-eisen, und der bloße Name wird ihnen ehrwürdig seyn. Aber wenn die Ehrfurcht eines ganzen Volks noch einigen Werth in Euren Augen hat, so schöpft nicht aus Winkelschriften und Schmähblättern den Begriff, den Ihr Euch von unsrer Justiz und den Männern, die sie verwalten, zu machen habt. Befragt das Volk, diesen strengen Richter, und es wird Euch sagen, daß wir nicht fielen, weil es uns an aufgeklärten, tugendhaften Männern fehlte, und Ihr werdet, wenn dem so ist, einen Theil dieses Verdienstes der Regierung zuschreiben, weil Ihr bedenken werdet, daß die Regierung nie den Gang der Gesetze gehemmt hat, daß Aufklärung und öffentlicher Unterricht eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen war, und

daß man im Schatten des Thrones die schönsten Muster der Sittlichkeit aufsuchte. *)

Aber es giebt kein Kammergericht, wo die Streitigkeiten der Staaten beigelegt werden könnten. Für Europens Monarchen ist eine schlagfertige Armee der Rath der Amphictyonen. Die unsrige war, bis auf den Zeitpunkt ihrer Unfälle, der Gegenstand einer blinden Bewunderung; seitdem ist sie das Stichblatt der unwürdigsten Verläumdungen geworden. Sie hatte ihre Fehler, ihre große Gebrechen, allein die Schuld lag nicht an einer unverständigen, marklosen Regierung, die sie hätte einschleichen lassen; sie lag in der ersten Einrichtung, sey es nun, daß diese gleich anfangs fehlerhaft war, oder sey es, daß Einrichtungen, welche für gewisse Zeiten ihren Nutzen haben, mit der Zeit aufhören, nützlich zu seyn. Wir wol-

*) Man lese auch das vortrefliche Werk des Hrn. von Bülow, in welchem er die irrigen Behauptungen eines Ausländers (Hrn. Rehberg) siegreich widerlegt.

len die vornehmsten Mängel und Unvollkommenheiten der preussischen Armee anführen, aber, selbst wenn unser Geständniß als Kläger auftritt, den unpartheiischen Richter nicht vergessen.

1) Ich lasse mich ungern in die Erörterung einer ersten Frage ein, weil es mir an der Zuversichtlichkeit der heutigen Büchermacher fehlt, denen es etwas leichtes ist, mit einem einzigen Federstriche über das Werk der Zeiten und die Weisheit von Jahrhunderten abzusprechen. Die Frage betrifft den Erbadel, in so fern unsere Officiere gewöhnlich aus dieser Volksklasse gezogen werden. Ich will und darf hier eben so wenig ohne Einschränkung annehmen oder verwerfen, was in einer so wichtigen Streitfrage leidenschaftliche Schriftsteller behaupten, oder denkende Köpfe geäußert haben. Aber, vor allen Dingen, hüte man sich vor dem Unverstande, aus der Geschichte der französischen Revolution entnommene Regeln zu einer allgemeinen Richtschnur machen zu wollen. Es giebt gewaltsame Umstände, die des Menschen Natur um-

schaffen, und eine moralische Kraft in ihm hervorbringen, die er weder aller Orten, noch zu allen Zeiten bei sich führen wird. Die Franzosen sind aus einem Kampfe ohne Beispiel als Sieger aufgetreten, nicht weil es in ihren Armeen keine Adelige mehr gab, sondern weil ihre neuere Geschichte sie, so zu sagen, alle geadelt hatte. Außer dem Zeitpunkt von Stürmen und Staatsumwälzungen, den alle Nationen erlebt haben oder erleben werden, wo sich selbst das Auge der Kindheit an Blut gewöhnt, wo der immer vor Augen schwebende Tod der erste und letzte unsrer Gedanken ist, wo die gewöhnlichen Lebensgenüsse ihren Werth verloren haben, wo sich die Willenskraft in ihrem ganzen Umfange entwickelt, wo der Mensch seine Stärke kennt, weil er sie täglich nöthig hat, wo man beständig durch Theilnahme an ein höheres Interesse oder an große Begebenheiten und Schauspiele aus sich selbst geschleudert wird; außer solchen Zeitpunkten ist wohl der Muth, der dem Tode trotzen heißt, in dem Menschen das Werk der Kunst, und nicht der Natur. Und

wenn er ihm auch so angeboren wäre wie dem Löwen, so lange er für sein Weib kämpft, für seine Kinder, für das Feld das ihn ernährt, ja für den Nachbar, welchen Räuber anfallen und erwürgen, um desto sicherer zu ihm zu gelangen; so bleibt es doch immer wahr, daß in eben dem Maaße, als der gesellschaftliche Kreis, in welchem er lebt, sich erweitert, in dem Maaße, als der Vortheil seiner Umgebungen weniger der seinige wird, seine Bereitwilligkeit, für Andre sein Leben zu wagen, abnimmt. Ist dem aber also, so ist auch eine Menschenklasse, die durch Geburt, durch Erziehung, durch das immer wiederkehrende Bedürfniß, durch den Sporn ehrenvoller Vorzüge, durch die Furcht vor der Schande, welche auf Schwachheit, und der bürgerlichen Ausstoßung, welche auf Schande folgt, sich gezwungen fühlt, den Muth an die Spitze der Tugenden zu stellen, eine nutzvolle Schöpfung. Sollte es nicht eben deswegen, weil der Muth, dessen die Gesellschaft bedarf, wenigstens nicht zu den natürlichsten Tugenden des Menschen gehört, geschehen seyn, daß die Gesellschaft

dasjenige erfunden hat, was wir Ehre und Ehrenpunkt nennen? Denn die Ehre ist nicht der Muth, der Ehrenpunkt ist nicht die Ehre. Sollte sie deswegen aus diesen Begriffen das Erbeigenthum gewisser Menschen, den Hebel ihrer Gedanken, die Bestimmung ihres Lebens gemacht haben, weil sie voraussehen mußte, daß in großen und vorzüglich in monarchischen Staaten, diese Begriffe nie ein allgemeines Eigenthum werden können, sondern daß Ein sicherer Mann immer zehn andere zum Tode führen muß, die es nicht sind. Ich weiß alles, was man hierauf erwidern kann. Es ist hier nicht der Ort, meinen Satz weitläuftig auseinander zu setzen; nur dieses eine wiederhole ich: man sey nicht so mit Blindheit geschlagen, mir die Siege der Franzosen hier einwenden zu wollen, oder grausam genug, mir aus unsern Unfällen einen Einwurf zu machen. Wenn ich zu seiner Zeit auf diesen letzten Punkt komme, wird sich alles ganz natürlich für diejenigen aufklären, die nur gerecht seyn wollen. In den Händen des Hasses und der Leidenschaft wird alles zur Waffe.

Ich bemerke noch schließlich, daß, in der Regel, die Laufbahn der militärischen Ehre dem nichtadeligen Staatsbürger nicht verschlossen war. Aus einer Berechnung, die sich in des Hrn. v. Archenholz Minerva (Dec. 1807) befindet, ergiebt sich, daß im Jahre 1806 die preussische Armee 695 bürgerliche Officiere zählte, wovon 131 bei der Linien-, 76 bei der leichten Infanterie, 289 bei der Artillerie, 84 bei der Kavallerie, 37 bei verschiedenen andern Corps, und 82 bei den Invaliden-Compagnien standen. Unter ihnen befanden sich 30 Staabsofficiere.

2) Unter Friedrich dem Großen war der dritte Mann in der Armee ein Ausländer, d. h. gewöhnlich ein Landstreicher, durch unordentliche Lebensart gezwungen, sich selbst zu verkaufen, und von der Furcht allein bei der Fahne gehalten. Es kostete dem Staate jährlich unsägliche Summen, einige Tausende verlaufenen Volks zusammenzuraffen, und mit ihnen die Sitten der Garnisonen zu vergiften; wozu noch kam, daß so mancher Officier im abscheulichen Werbehandwerk, und sich Jahrelang auf dem Sam-

melplatze des Lasters herumtummelnd, die seinigen einbüßte. So lange Preussen, zu einer beschwerlichen Rolle gezwungen, ein mit dessen Bevölkerung in Unverhältniß stehendes Heer unterhalten mußte, war das Werbesystem ein nothwendiges Uebel. Allein warum behielt man eine in ihren Elementen so fehlerhafte Verfassung auch da noch bei, als der Staat einen merklichen Zuwachs erhalten hatte? Denn, bei der neuen Einrichtung, vermittelst welcher die Mehrzahl der Landeskinder zehn Monate des Jahres dem Pfluge zurückgegeben werden konnte, überstieg unsre Armee nicht so sehr unsre Kräfte. Freilich war das Werbesystem in ganz Deutschland und selbst in Oesterreich eingeführt, wo der Mangel an Menschen es weniger entschuldigen konnte als irgendwo. Aber, auf der andern Seite, waren sonst die Folgen des Uebels bei weitem nicht so bedenklich, als sie es jetzt sind. Die Hebel, welche vor Zeiten hinlänglich waren, die Maschine in Gang zu bringen und ihre Bewegungen zu leiten, sind es heutiges Tages nicht mehr. Neues Licht hat neue Be-

handlung nothwendig gemacht. Allenthalben giebt man sich das Ansehen, zur Vernunft des Menschen zu sprechen. Wie aber, wenn man, im Begriff ins Feld zu rücken, den Soldaten durch rednerischen Aufruf an Patriotismus, an persönlichen Vortheil, an Pflicht, an häusliche Bande erinnert, kann dieses ohne Erröthen geschehen, so lange man sich an funfzigtausend gefangene Ausländer wendet, von denen man weiß, daß keines dieser Bilder sie anspricht, keiner dieser Funken auf ihr Herz fällt?

3) Von jenen Zeiten her, wo Strafe und Furcht die beiden großen Stützen der Mannszucht wareu, wo der Staat keine Soldaten, wo er bloße Maschinen zu seiner Vertheidigung unterhielt, hafteten auf dem Kriegesstande Begriffe, die das Ehrgefühl schlechterdings erstickten. Man sah die Ausnahme von Kriegesdiensten als ein Vorrecht an. Man suchte der ersten Pflicht des Bürgers auszuweichen. In den volkreichsten, wohlhabensten Städten war der Einwohner von der Waffenpflicht befreiet. In mehreren, in den geehrtesten Klassen

kaufte der Stand des Vaters den Sohn los. So geschah es, daß das Vaterland selbst und vorzugsweise diejenigen Vertheidiger zurückwies, von denen es ein Ehrgefühl erwarten konnte, welches die Erziehung giebt, und den Muth, der aus dem Eigenthume fließt. So geschah es, daß der Staatsbürger, der die Farben und Waffen seines Fürsten trug, das für eine Strafe hielt, was ihm einen Rang hätte geben sollen. So geschah es, daß die Haupt- oder andere große Städte des Landes bei, leider! so vielen andern Anlässen zur übergroßen Bevölkerung, sich noch obendrein mit Flüchtlingen anfüllten, die sich entweder selbst dem Aufrufe des Vaterlandes zu entziehen, oder wenigstens ihre Kinder davor zu schützen bedacht waren.

4) Die eingeführte Stufenordnung im großen militärischen Stammbaum war der Tod des Talents. Es ist nicht nothwendig, daß alle Officiere Kriegsgenies seyen. Viele unter ihnen sind blos da, die Räder der Maschine zu drehen; und für sie (sollten sie auch kein Verdienst haben als Ord-

nungsgeist und den Muth, auszuführen was sie nicht verstehen) ist es auch billig und gut, im ehrenvollen Fortrücken den Lohn der Ergebenheit im Dienste zu finden. Aber warum war die Compagnie, die ihrem Eigenthümer mehr als gewöhnlichen Wohlstand gewährte, nicht das Ziel der regelmäßigen Beförderungen? Warum blieben die höhern Grade nicht immer der Verfügung des Monarchen anheimgestellt? Anerkannte Talente, glänzende Thaten hätten Männer emporgehoben, die von der Natur zum Anführen bestimmt waren. Wir würden nicht so viel Veterane gezählt haben, als wir Generale zählen. . . . . Doch man kann beides seyn, Veteran und Feldherr, Ihr wißt es mit mir, Mitbürger! Mein Herz hat sich mit den Eurigen der Ausnahmen gefreut, die unser Vaterland ehren.

5) Die Compagnie führte zum Wohlstande, aber wie führte sie dahin? Nicht der bestimmte Gehalt machte den Capitain reich; sein Reichthum war die irrige Anordnung, die ihm die Bewirthschaftung seiner Compagnie und die Anschaffung der mei-

sten Bedürfnisse der Soldaten überließ. Doch ganz vorzüglich bereicherte er sich durch die unselige Einrichtung, vermöge welcher ein Theil des Soldes der Beurlaubten ihm zufiel. Ein habsüchtiger Capitain konnte die Anzahl der Nichtdienenden so über alle Gebühr vermehren, daß für die Uebrigen der Dienst unerträglich wurde. Er konnte sogar diejenigen, die dieser aufgedrungenen Wohlthat gern überhoben gewesen wären, in ihre armselige Hütten zurückschicken, sie durch häufiges Hin- und Hergehen quälen, je nachdem er vom Hofe den Vorsichtsbefehl erhielt, seine Mannschaft vollständig zu halten, oder nach Maaßgabe der Gerüchte, ihrer entbehren zu können glaubte. Der Soldat wird so lange unglücklich seyn, so lange man mit seinem Unglück einen Wucherhandel treiben kann. Der Staat versorge den Capitain reichlich, und er wird das Bedürfniß fühlen, von seinen Leuten geliebt zu seyn. Mancher, trotz der lockenden Vortheile, zog diese Liebe dem Gewinn vor.

6) Wenn die Armee ins Feld rückte,

machte der begleitende Troß ein zweites Heer aus. Das Gepäck der Officiere, die ungeheure Menge von Pferden und Knechten, die zum Unterhalt Beider nöthiger Magazine, kostete dem Staate Summen, die er nicht zu verlieren hatte, und eine Zeit, die nicht mit Millionen zu bezahlen war. Doch da ich in der Folge von der französischen Armee zu reden habe, wird die zu ziehende Parallele mich auf diesen wesentlichen Umstand zurückführen.

7) Ich übergehe dagegen die elenden Spottreden, die man sich über das, was man bei uns die Kleinigkeits-Welt nannte, erlaubt hat, mit verdientem Stillschweigen. Daß Regiments-Chefs die Spielerei in der Form und dem Zuschnitt der militärischen Trachten zu weit getrieben haben, gebe ich zu; aber man muß keinen Begriff vom Kriege haben, wenn man glaubt, daß gewisse Friedensmißbräuche und eingeführte Moden in Nebensachen, den Zeitpunkt überleben, wo sie anfangen können, erheblich zu werden; zumal wenn man in diesen Richtigkeiten den Hauptgrund der größten Ereignisse sucht

Man wird mir hoffentlich nicht Schuld geben, das Böse bemäntelt zu haben. Eben so sehr wird man aber auch zugeben müssen, daß dieses Böse keine Folge von allmählig eingeschlichenen Mißbräuchen war. Die preussische Armee war noch immer, was sie in den Tagen ihres höchsten Ruhms gewesen war; sie wäre es mit dem nähmlichen Erfolge gewesen, wenn, während der Unbeweglichkeit ihrer Form, Alles um sie her die seinige nicht verändert hätte. Ihr Geist war der alte; ihre Mannszucht musterhaft; das Vertrauen des Soldaten auf sich selbst und auf Erinnerungen der Vorzeit, wie sonst, das Unterpfand seiner Tapferkeit; der Officier unterrichteter und humaner als zu Friedrichs Zeiten. In den letzten Feldzügen am Rheine, wo noch mit gleichen Waffen gestritten wurde, hatten sich die mittelmäßig angeführten Preussen ihrer Vorzüge vor funfzig Jahren würdig, brav, geduldig, treu, und über den längsterworbenen Ruhm ihres Namens eifersüchtig gezeigt. Seitdem hörte man sie blos darüber klagen, daß sie auf dem Schauplatze erschie-

nen wären, ohne zu schlagen. Wahrlich, sie sind an unsern Unfällen weniger Schuld, als man es so gern glauben möchte!

Es ist keiner unter uns, der das Bedürfniß mit dem Jahrhundert fortzuschreiten, und die Nothwendigkeit, das preussische Heer nach den Grundsätzen der neuen Taktik umzuschmelzen, so innig und tief gefühlt hätte, als der König. Ein eben so erleuchteter als unpartheiischer Richter, bewunderte keiner, so wie er, die Vorzüge der französischen Armee; ihm entging es nicht, wie sehr sie sich über jede andre durch die wenigen Bedürfnisse der Corps, die Abhärtung der Officiere, und die daraus entstehende Leichtigkeit im Unterhalt und in den Bewegungen, erhob. Von der Nothwendigkeit einer Umarbeitung in der seinigen fest überzeugt, hatte er bereits den ersten Entwurf dazu ausgearbeitet, und lag die Generale, die sein Vertrauen besaßen, unablässig an, die weitere Ausführung zu ihrem Geschäft zu machen. Immer erhielt er zur Antwort, die Sache sey unmöglich, und eben als er das Gegentheil zu bewei-

sen im Begriff war, mußte die Stunde des Umsturzes schlagen.

Aber man glaube auch nicht, daß die Umschaffung einer lange in Ehren gestandenen militärischen Verfassung so gar leicht sey. Jede Veränderung, selbst im Guten, verstößt ins unendliche gegen eine Menge besonderer Rücksichten; überdies schließt sich an den Vortheil des Einzelnen die Summe ehrenvoller Rückerinnerungen an, aus welcher die innere Kraft eines Heeres besteht; das Heer verwechselt so gern, was es gethan hat, mit dem, was es gewesen ist, seine Siege mit seinen äußern Formen, die Hauptsache mit den Nebendingen, so daß man nicht ohne Gefahr in dessen alte Gewohnheiten eingreifen kann. Wenn aber das ganze Gebäude eingestürzt ist, wird das Wiedrraufbauen leichter, und so hat sich das französische Kriegssystem auf die Trümmer des alten französischen Staates erheben können. So kann Friedrich Wilhelm III. jetzt auch der Sache in das Herz greifen; eines jeden Eigenliebe ist verstummt, alles beugt sich unter dem Joche des allge-

meinen Unglücks und der persönlichen Nichtigkeit. Vorhin behaupteten aufgeklärte Männer, daß jedes Heer seinen eigenthümlichen Charakter haben müsse, nur unter gewissen Bedingungen siegen könne; und wären mit dem unsrigen wirkliche Veränderungen, selbst die allerweisesten und einleuchtendsten Verbesserungen vorgegangen, so würde es jetzt wahrlich nicht an sinnlosen Schwärmern fehlen, die sie zu Ursachen unserer Unfälle stämpeln würden.

Wenn es dem Könige nicht gelungen ist, die Maschine umzubauen, so sey man wenigstens gerecht, und sage, daß er nichts unterlassen hat, was die Stockung derselben verhindern konnte. Seine Lieblingsstunden waren diejenigen, die er der Armee schenkte. Nach dem Beispiele des großen Friedrichs bereisete er alljährlich seine Staaten, hielt in Person die Revüen ab, entwarf die Streitübungen, war vielleicht zu freigebig im Belohnen, zu karg im Strafen, nährte aber den alles belebenden Geist, auch wenn er der todten Form zu viel einräumte. Die weise Verwaltung der zunehmenden Staats-

einkünfte hatte ihn in den Stand gesetzt, zu thun, was längst die Menschlichkeit erheischte; er konnte die Löhnung der Soldaten erhöhen. Er that noch mehr: er ließ ihn menschlich behandeln, sah seinen Abschied nach verflossener Dienstzeit als eine heilige Schuld an, und sorgte für sein Alter. Kleine Aemter und Stellen, wo es blos auf Ordnungsliebe, auf Wachsamkeit, höchstens auf einige Grundkenntnisse ankam, wurden als Versorgung dem ausgedienten Krieger gegeben. Die Erziehung der Officiere lag dem Könige in dem Maaße am Herzen, als es die Wichtigkeit des Gegenstandes verdiente. Er unterhielt nicht blos, er erweiterte Friedrichs des Großen Anlagen. Er zog aus der Armee diejenigen Officiere, denen ihre Vorgesetzten das Zeugniß des Talents und der Aufführung ertheilt hatten, um sie unter seinen Augen in den verschiedenen Theilen der Kriegskunst sorgfältiger unterrichten zu lassen, oder sie in den Provinzen mit Arbeiten zu beschäftigen, die ihr Auge und ihren Geist bilden, und für sie in dem Augenblick der Wirklichkeit

das werden sollten, was unvollständige Scheinbilder des Krieges für den Unerfahrnen, der eines zu langen Friedens genoß, seyn können. Mit einem Worte, Friedrich Wilhelm III. hat für seine Armee viel gethan. That er nicht genug, so geschah es, weil anderwärts noch mehr geschehen ist. Man denke sich einen einzigen Mann weniger in der Welt, und die Vergleichung wird zu unserer Ehre ausfallen.

Aber die Sorge für das Militär, seine Lieblingspflicht, hielt ihn nicht von allgemeinern Pflichten ab. Die Erziehung seiner Officiere hinderte ihn nicht, auf die Erziehung der Nation bedacht zu seyn. Er verfolgte zu seiner Ehre die Bahn, die ihm Friedrich der Große vorgezeichnet hatte. Er wußte es, daß eine gerechte Vertheilung der Staatsämter, daß ein weiser Gebrauch der Hülfsquellen, daß eine Armee, daß Gesetze nicht die einzigen Bedürfnisse der Gesellschaft sind; er wußte es, daß der Mensch dahin strebt, seiner großen Bestimmung entgegen zu gehen, und daß sein moralischer Reichthum der vorzüglichste Schatz ist, für

welchen die Regierung stehen soll. Friedrichs lange Regierung, sein Geschmack für Wissenschaften und Künste, der Muth, mit welchem er den Völkern neue Wahrheiten aufdecken durfte, der Einfluß großer Handlungen auf ihre Zeugen, die Bewegung die der Enthusiasm der Denkkraft mittheilt, dieses alles hatte die preussische Nation zu dem Range der aufgeklärtesten erhoben. Vergeblich versuchten, nach des großen Mannes Tode, finstere Schwärmer, sie in ihrem Aufflug niederzuhalten. Unter Friedrich Wilhelm III. strebte sie, seit acht Jahren, einer beständig zunehmender Entwickelung entgegen. Der König trug viel dazu bei, durch das was er that; viel aber auch durch das was er nicht that. Denn es ist wohl etwas, dem Denken nachzuhelfen; aber mehr noch und wichtiger ists, dem Denken nichts in den Weg zu legen. Bei uns wurde die Denkfreiheit durch kein despotisches Machtwort eingeschränkt, durch keinen beunruhigenden Späherblick verscheucht. Sie äußerte sich ungebunden im Familien- und in gesellschaftlichen Zirkeln, ertönte im Mun-

de, floß aus der Feder des Staatsbürges, schöpfte aus allen Quellen, bereicherte sich mit den Schätzen aller Völker, benutzte die Irrthümer aller Parteien, ohne daß die Regierung sich je so weit verkannt hätte, sie zu fürchten. Jeder las nach freier Wahl fremde Gedanken, oder ließ, mit nachsichtsvoller Genehmigung der Censur, die eigenen drucken.

Eben so viel gutes verdankte man den positiven Hülfsquellen, die der Staat mit jedem Tage vervielfältigte. Er hatte viel zur Vervollkommnung der Schulen geleistet, die Universität Halle königlich ausgestattet, und sie dem Augenblick nahe gerückt, wo sie keine Nebenbuhlerin gekannt hätte. Es gab keine Gattung von Verdienst, die der neidische Staat nicht in seinen Kreis gezogen, kein neues Beförderungsmittel für die Wissenschaft, das er nicht verschwenderisch um jeden Preis an sich gekauft hätte. Hierin bestand Preussens einzige Prunkliebe, die seltenste von allen, von allen die am mindesten kostbare, am meisten fruchtbringende. Ein Gelehrter durfte nur

in verdientem Rufe stehen, und Preussen freute sich seiner Verpflanzung nach Berlin als einer Eroberung. Weder Geburt, noch Religion, noch irgend ein Nebenverhältniß stand als ein Hinderniß dazwischen. Berlin wurde das gemeinschaftliche Vaterland aller Talente. In Berlin überdachte ein Humboldt die Resultate seiner Reisen, vollendete ein Müller unter den Augen eines Monarchen die Geschichte eines freien Volkes, legte ein Thaer seine Landbauschule an, genossen alle reichlich die Wohlthaten der Regierung, noch reichlicher die Ehre, und schwelgten mitten in der Begeisterung ihrer Arbeiten am milden Busen der Freiheit. Wie viel berühmte Namen zählte Halle in diesen letzten Zeiten! Wie viel neue kostspielige Einrichtungen mußten dort, wie in Berlin, dem Unterricht seine Kreisvollendung geben! Walters einziges anatomisches Kabinet kaufte der König für hunderttausend Thaler an sich. Täglich erhielt der botanische Garten, das Münz-, das Naturalienkabinet neuen Zuwachs. Nie wies ein Fürst, von dessen Sparsamkeit man sprach, den Ankauf

nützlicher Seltenheiten zurück, so hoch der Preis war, den man darauf legte.

Der Geist der Regierungen ist mehr oder weniger auch der Geist der Nationen. Je mehr der Staat für die unsrige that, desto eifriger kam sie den Wohlthaten des Staates auf halbem Wege entgegen. Schätzbare Quellen des Unterrichts sind unter uns eröffnet worden, ohne daß der erste Gedanke vom Throne gekommen; aber kaum hatten sie patriotische Staatsbürger eröffnet, so regneten schon Aufmunterungen und Zuschüsse von oben herab, auf das Werk und auf die Unternehmer. In den mehrsten Städten bildeten sich Anstalten, wo Armenkinder aufgenommen wurden, um beschäftigt und unterrichtet zu werden. Vom Ertrage ihrer Arbeit wurden die Lehrer besoldet; sie bezahlten was sie lernten, mit dem was sie erwarben, und diese unvergleichliche Einrichtung war zugleich den Sitten und der Betriebsamkeit zuträglich. Sie würde freilich nicht ganz ohne fremde Unterstützung bestehen können, findet sie aber auch reichlich in der Milde des Publikums, und stellt den

König und die Königin an die Spitze der Wohlthäter. In Garnisonstädten werden unter der Aufsicht der Regiments-Chefs, in Befolgung ähnlicher Grundsätze, Soldatenkinder versorgt. Der Unterricht der Taubstummen ist in Berlin der Vollkommenheit nahe. Man beschäftigte sich mit einem Plan für Blindgeborne. Lauter Anstalten, die der Regierung Friedrich Wilhelms III. entweder ihr Daseyn oder Wachsthum und Vollkommenheit verdanken.

Ueberhaupt und im Ganzen genommen war die Nation ihres Beherrschers werth, kalt, nicht enthusiastisch, aber gerecht, dankbar, für das Gute und Schöne empfänglich, voll Wohlgefallen daran, es geschehe durch sie oder durch andre. Ihre Sitten waren, was sie heutiges Tages allenthalben sind; aber die guten ehrte man, und die Königinn, mit ihren Reizen, und selbst mit ihrer herablassenden Güte, wäre nicht der Abgott der Nation gewesen, hätte man nicht zugleich in ihr das Muster der erhabensten Tugenden bewundert. In Berlin rückte der gesellschaftliche Trieb der Reichen sie in

einem fast unglaublichen Grade dem Mittelstande näher. In Berlin geschahe unerhört viel, und mehrentheils ohne Prunk und Geräusch, für die Armen, für Abgebrannte, für Unglückliche aller Art, sobald in öffentlichen Blättern, von Männern, deren verehrte Namensunterschrift die Gewähr leistete, das öffentliche Mitleiden in Anspruch genommen wurde. Eine Folge davon war, daß die Verbrechen bei uns seltner waren als anderswo, daß man eine Todesstrafe für ein auffallendes Ereigniß hielt. Der öffentliche Geist war vortreflich; aber, wie es allenthalben der Fall seyn wird, wo dem Volke viel Denkfreiheit eingeräumt ist, der Patriotism war mehr die Folge der kalten Vernunft als anderwärts. Man würde ihn schwerlich durch Rednerkünste in Bewegung gesetzt haben; er hätte sich nicht mit verwirrten Begriffen begnügt; aber, einmal überzeugt, war er der größten Aufopferungen fähig. Ueberhaupt lag in dem Volke das Bedürfniß, sich mit der gemeinen Sache zu beschäftigen. Es mochte gern seine Beherrscher richten, und in dem

Rausche seines langen Glückstandes mag es sich bisweilen gewagte Urtheile erlaubt haben; aber im Grunde zeigte es Anhänglichkeit, Ergebenheit und Treue. Wenn Schriftsteller behauptet haben, daß in den letzten Zeiten das Band der Obergewalt nachgelassen, daß eine allmähliche Auflösung früher oder später unsern Sturz herbeigeführt haben würde, so beweisen sie dadurch, daß sie von unserer Staatsverfassung keinen Begriff hatten. Bei der liberalsten Denkungsart erlaubte gleichwohl der König nur, was er erlauben wollte. In dem ersten Augenblick, wo er seine Stimme erhoben hätte, würde der Vorwitz in den Staub zurückgewichen seyn. Ja, noch mehr, die Nation kannte ihre Pflicht so gut, diese Pflicht war ihr unter einem Oberherrn wie Friedrich Wilhelm III. so theuer geworden, daß bei dem ersten Versuche, ihm die gehörige Ehrfurcht zu entziehen, sobald ein solcher Versuch an das Licht getreten wäre, die öffentliche Meinung über den schuldigen Theil laut entschieden haben würde. Nur einmal war der Fall eingetreten. Junge Officiere sollen sich erlaubt

haben, die Wohnung eines Ministers, der für den Frieden stimmte, zu beschimpfen, Der Frevel verrieth zugleich Insolenz und Undank. Der König fühlte ihn als König; fühlte ihn als einer, der den Werth der Ordnung und die Nothwendigkeit der dem Throne gebührenden Ehrfurcht kennt. Er würde ihn bestraft haben, wenn die Polizei den Schuldigen entdeckt hätte. Die Polizei hat es nicht gekonnt. . . . . Preussen, es war ein großes Uebel, ich muß es bekennen; das Uebermaaß des Guten bringt zuweilen das Böse hervor. Aber erinnert Euch an allen Genuß, alle Aufklärung, allen Seelenadel der Freiheit, die Ihr Grundsätzen zu verdanken hattet, denen ein augenblicklicher Mißbrauch nichts von ihrer Wohlthätigkeit rauben kann. Werdet Ihr einen Fürsten schwach nennen dürfen, der, im Gefühl einer Stärke die sein engelreines Gewissen ihm gab, sich nicht gleich gegen die Meinungen und Irrthümer seiner Kinder bewafnet, und, wenn er es einmal verfehlte, zur rechten Zeit Strenge zu üben, es that, weil er sie nie ohne Noth üben wollte?

Aber wo er nur auf Kosten des öffentlichen Wohls Nachgiebigkeit hätte zeigen können, sah man, statt derselben, ihn, den seiner Würde zukommenden Ernst entfalten. Auch von ihm, als oberstem Richter seines Volks sind Urtheile ausgegangen, die das Gewissen der Staatsdiener aller Klassen aufregen, und dem Gange der Maschine einen neuen Grad von Leben und Thätigkeit mittheilen mußten. Ein Bauer aus Südpreussen gelangt nach Charlottenburg bis vor den König. Er beschwert sich über ihm versagte Bewilligungen, wozu er ein Recht hatte Offizielle Berichte stellen die Sache in ein entgegenstehendes Licht. Eine Verfälschung war unleugbar vorgegangen. Der schuldige Theil mußte ausgemittelt werden. Der König schickte zu einem Berliner von bekanntem Ansehn und erprobter Rechtschaffenheit. Der Kläger muß sich mit ihm nach Südpreussen begeben. Die strengsten Befehle bürgen für die Genauigkeit der Untersuchung. Der Bauer hatte die Wahrheit gesprochen. Ein Staatsdiener von hohem Range, ein sonst schätzbarer Mann, hatte, wie man sagt,

aus Leichtsinn gefehlt; hier aber hing vom Leichtsinn das Schicksal einer ganzen Klasse ab, die mehr als jede andre sich auf die Wachsamkeit der Gesetze verlassen muß. Der König blieb unerbittlich. Die Schuldigen wurden ohne Ausnahme ihrer Stellen entsetzt.

Meine Mitbürger erinnern sich der Namen, der Orte. Sie wissen, was dieser Donnerschlag für Wirkung gethan. Sie wissen, daß er täglich erfolgen konnte, wenn die Gerechtigkeit dazu aufgefordert hätte, denn jedermann konnte Zutritt zum Könige finden; nie hat der König vor seiner Thür einen Landmann mit der Gebehrde eines Bittenden gesehen, dem er nicht Klage oder Bittschrift hätte abnehmen lassen. Und durch wen? Durch seinen General-Adjudanten, den alten General Köckritz, der keinen Unglücklichen sehen konnte, ohne sich von ihm gewinnen zu lassen. Doch dieser Name führt mich auf einzelne Umstände, die ich über den Geschäftsgang in Preussen und die Art und Weise, wie gearbeitet wurde, meinen Lesern noch schuldig bin. Ich werde bis-

weilen in die Verlegenheit gerathen, nennen zu müssen; ich thue es höchst ungern, will aber nicht, daß man mir Schuld gebe, beim Allgemeinen stehen geblieben zu seyn, um den Widerlegungen desto leichter zu entgehen.

Friedrich der Große leitete allein alle Räder des Staats. Seine Minister kamen schriftlich um seine Befehle ein. Von seinem Kabinet aus entschied er mit einem Federstriche über die wichtigsten Angelegenheiten, wie über die kleinsten Nebensachen. Seine lange Erfahrung setzte ihn über die Peinlichkeit weitläuftiger Untersuchungen weg. Die Verachtung für die Menschen, die zuletzt an die Stelle seiner übrigen abgestorbenen Neigungen trat, hatte ihn gegen ihre Urtheile vollkommen gleichgültig gemacht. Seine Befehle füllten zwei oder drei Zeilen aus, und nie gaben sie einen Grund an. Eben so viel Secretaire, von mittelmäßigen Fähigkeiten und wie Maschinen abgerichtet, waren zu ihrer Ausfertigung hinreichend.

Nach Friedrichs Beispiel wollten seine

Nachfolger selbst regieren. Es mangelte ihnen aber an seinen Kenntnissen und Erfahrungen. Bis dahin mußten sie zu den Einsichten der Staatsdiener ihre Zuflucht nehmen, das heißt, sie mußten entweder, wenn sie Friedrichs Geschäftsgang beibehalten wollten, sich fähige Kabinetssekretaire an die Seite geben, oder, wenn sie dieser Form entsagen wollten, mit den Ministern arbeiten. Sie entschlossen sich zum ersten.

Man hat über die vorgeblichen Nachtheile dieser Einrichtung ganze Bände geschrieben. Der Streit ist mir immer als ein bloßer Wortstreit vorgekommen. Die Secretaire oder Kabinetsräthe waren Minister in der That, ihnen fehlte der bloße Name. Alles hing von der Auswahl ab, die der König traf. Irrte er sich in diesen Umgebungen, so war es freylich ein großes Unglück für den Staat; aber konnte er sich nicht eben so leicht in seiuen Ministern irren? Im letzten Falle würden die Folgen weit umfassender gewesen seyn. Denn, erstens wäre die Ausführung des Bösen eben den Ministern übertragen worden, die

dazu gerathen hätten, welches im Kabinette nicht der Fall war; zweitens wäre ihr Einfluß ohne Gegengewicht gewesen, während der Einfluß der unmittelbaren Kabinetsräthe in der nützlichen und mächtigen Aufsicht eines an sich geehrten Ministeriums manchen Widerspruch gefunden haben würde. Einige nähere Umstände über die Art, wie der König arbeitete, werden mich verständlicher machen.

Jeden Morgen legte man die eingelaufenen Briefe, Berichte der Departements, Privatvorstellungen ꝛc. in sein Arbeitszimmer zur Erbrechnng bereit. Der Mann, dem er sein ganzes Vertrauen geschenkt, der General Köckritz, und einer der ältern Secretaire, öffneten und lasen. Entweder war der König vom Anfang gegenwärtig, oder trat mehrmahl während der Uebersicht ins Zimmer. Er erkundigte sich nach den vorkommenden Sachen im Allgemeinen, las ohnfehlbar jedesmal selbst, vom Ohngefähr in seiner Wahl geleitet, eine Menge Briefe; denn alles zu lesen, wäre eine physische Unmöglichkeit gewesen. Auf diese Weise

gegen alle Ueberraschung gesichert, ließ er vom General Köckritz und dessen Gehülfen aus den Briefschaften nach ihrem Inhalt drei Abtheilungen machen, und sie den drei Kabinetsräthen für das Kriegsdepartement, das innere und das politische Fach zustellen. Diese machten sich damit bekannt, und legten am folgenden Tage über jede Angelegenheit besonders beim Könige Rechenschaft ab. Veruntreuungen wären, so zu sagen, unmöglich gewesen, da es sehr leicht der Fall seyn konnte, daß der König diesen oder jenen Brief den Tag vorher gelesen hätte, da er überdies nicht selten ein zweitesmal Briefe zu sehen verlangte, deren Inhalt beim Berichte ihm auffiel. Er handelte mit dem Berichterstatter das Dafür und Dawider ab, die Vorstellungen selbst enthielten oft die Verfügung in sich, zumal wenn es Ministerialberichte waren, worin alle Bewegungsgründe genau angegeben und abgewogen seyn mußten. Wohlbemerkt, daß, nach des Königs Entscheidung, die Sache ohne Rettung und Widerrede abgemacht gewesen wäre, wenn der König mit

seinen Ministern gearbeitet hätte. So aber, in der einmal angenommenen Form, ergingen nun die ersten Befehle des Monarchen an die Minister. Fanden diese etwas in diesen Befehlen, was der Gerechtigkeit oder dem Staatsvortheile in ihren Augen entgegenstand, so konnten sie wieder einkommen, und ihre Vorstellungen mit neuen Bewegungsgründen unterstützen. Dem Könige, der die Wahrheit wissen wollte, und bei aller seiner Herzensgüte nicht ohne Rückhalt traute, würde ihr Muth nicht mißfallen haben. Ja noch mehr, obschon sie ihn selten sahen, gab es keinen unter ihnen, dem, wenn er es für seine Pflicht gehalten hätte, ihm über eine wichtige Sache Auskunft zu geben, nicht zu jeder Zeit die Thüren des Schlosses offen gestanden wären. Hieraus folgt, daß die Bestimmung der Kabinetsräthe, in so fern man sie als rechtschaffen und aufgeklärt annimmt, nichts weniger als nachtheilig für den Staat war, und daß, im entgegengesetzten Fall, bei dieser Verfahrungsart die Heilmittel gegen das Uebel dem Könige näher lagen, als in jeder andern.

Derjenige von den Räthen, der den Vortrag der Militärsachen hatte, oder, mit einem Worte, der General-Adjudant der Infanterie, war gewöhnlich und ohne allen Einfluß von aussen, des Königs eigne Wahl. Eben deswegen konnte sie nicht anders als gut ausfallen, denn der König kannte seine Armee besser als sonst keiner. In den letzten Jahren hat der Oberst von Kleist diesen Posten bekleidet. Ich kenne ihn nicht genau, habe aber stets von ihm mit vieler Achtung reden gehört.

Der Geheimerath Beyme hatte den Vortrag der innern Angelegenheiten, der Polizei, der Finanzen, der Justiz, der Gnadengewährungen rc., ein Departement von unermeßlichem Umfange, welches seine Stelle zur wichtigsten unter den dreien machte. Der König hatte ihn, den er kaum kannte, auf das Wort und die Stimme der öffentlichen Achtung gewählt. Beyme war vorher Kammergerichtsrath gewesen, und trug anfangs in seinen zweiten Posten den trockenen Ernst und die unerläßliche Strenge des ersten hinüber. Aber Beyme besaß vielen

Verstand. Er machte bald den Unterschied zwischen dem Könige und dem Gesetze. Er sah bald ein, daß, wenn dieses unerbittlich ist, jener es nicht immer seyn kann und seyn soll. Er wurde mit Vergnügen das Werkzeug der Wohlthaten des Fürsten, so oft der Fürst Vergnügen daran fand, sie zu gewähren. Beyme war ein Mann von erprobter Rechtschaffenheit, reich an Kenntnissen, fruchtbar an Hülfsmitteln, fest bis zur Hartnäckigkeit. Auch ihn hat die Verläumdung zu erreichen gesucht, und, in einem Posten, wie der seinige ist, wo man täglich dienen und mißfällig werden kann, wo jede weise Neuerung jemandes Vortheilen entgegen arbeitet, wo jedem Irrthume Opfer fallen, würde es ein Wunder seyn, wenn er weniger Feinde hätte. Wer ihn aber von nahem gesehen hat, unermüdet in der Arbeit, leidenschaftlich für den Ruhm seines Monarchen eingenommen, und diesen Ruhm in Guten suchend, wird sich die Beständigkeit in der Zuneigung des Königs für ihn leicht erklären können, eine Beständigkeit, die eben so selten ist, als sie Beiden Ehre macht.

Der Geheimerath Lombard, der im Kabinette die auswärtigen Angelegenheiten besorgte, stand, was den Einfluß betrifft, seinen Kollegen weit nach, weil unter allen Ministern derjenige, der an der Spitze des auswärtigen Departements stand, den König am öftersten zu sprechen Gelegenheit hatte. Unter Friedrich dem Großen war er ein unbedeutender Secretair, unter dessen Nachfolger eine Art von Günstling gewesen. Als der König den Thron bestieg, hatte Lombard Mühe auf seinem Posten zu bleiben. Lange hielt ihn der Monarch in einer ziemlichen Entfernung, unterwarf ihn schweren Prüfungen, schenkte ihm nur spät, nun aber auch ganz, sein Vertrauen. Während seines Glückes hat man zu viel zu seinem Lobe, nach seiner Entfernung zu viel zu seinem Nachtheil gesagt. So weit ich ihn kenne, ist er besonnen in seinen Geschäften, hat in Absicht auf sein Vaterland immer die Zukunft richtiger beurtheilt als Andere, und ist von Grund aus rechtschaffen; übrigens liebt er die Gemächlichkeit, weil er immer kränkelt, und achtet eben deswegen nicht auf die Ansprüche des Ehrgeizes.

Zu den Mitgliedern des Kabinets muß man noch einen vierten rechnen, dessen Wirkungskreis eine ganz neue Idee war. Ich meine den General Köckritz, den Freund des Königs. Er wohnte allen Geschäftsverhandlungen bei, ohne in der Regel an der Erörterung Theil zu nehmen, und nur deswegen, damit der König ausser den Arbeitsstunden, Jemand hätte, mit dem er die Vorträge des Morgens wieder durcharbeiten, und seine eigenen Entschlüsse zur Reife bringen könnte. Köckritz sollte in der sogenannten Welt leben, hören, bemerken, dem Monarchen hinterbringen, was er an Einwürfen, an mißmüthigen Urtheilen gesammelt haben würde, nicht als Angeber, sondern als Warner und Rathgeber; er sollte den König auf den ersten Mißbrauch seines geschenkten Vertrauens aufmerksam machen, und seinen Monarchen selbst zur Pflicht wecken, sobald er ihn schlummernd finden würde; er sollte, mit einem Worte, der erste Dolmetscher der Nation, und des Königs zweites Gewissen seyn. Dieser erhabenen Bestimmung hat sich der General Köck-

ritz würdig gemacht. Was diesem Verhältnisse vor allen Dingen zur Ehre gereicht, ist, daß es nicht das Werk des Ohngefährs, noch die Endfolge einer alten Gewohnheit, sondern eine lange im stillen entworfene, durchdachte Idee des Königes war, der, im ersten Augenblick als er den Thron bestieg, voll vom Gedanken an seine hohen Verbindlichkeiten, voll Besorgniß über die über ihn waltenden Gefahren, gegen sich selbst einen sichern Schild erfunden und in die Hände der Freundschaft niedergelegt hatte. *).

*) Der General Köckritz besitzt eine vom Könige eigenhändig aufgesetzte Instruktion, worin der junge Monarch seinem erfahrnen Freunde die Pflichten, die ich so eben erwähnt habe, auferlegt. Am Abend seiner Thronbesteigung, nachdem er den wichtigsten Tag seines Lebens zurückgelegt, und wieder in sich selbst eingekehrt war, schrieb der König diesen Aufsatz, der eine tiefe Seeleneinsicht athmet. Er macht es seinem Freunde vor allen Dingen zur Pflicht, strenge gegen ihn, seinen Fürsten, zu seyn, und es doppelt zu seyn, wenn es jemals

Was noch endlich alle Einwürfe gegen die Arbeitsweise des Königs widerlegt, ist daß es nicht einmal seine Richtigkeit hat, was behauptet worden, daß nähmlich die Einwirkung der Kabinetsräthe die Minister von der Person des Monarchen entfernt gehalten, und die Wahrheit nicht anders als vermittelst Jener zu ihm gelangen konnte.

Wenn die Chefs der Justizbehörden nur selten mit dem Könige zusammen kamen, so war dieses eben kein Unglück. Die Priester der Gerechtigkeit müssen weniger als andre im thronumgebenden Dunstkreis leben, und es war einer der großen Vorzüge Preussens, daß der Hof sich mit der Handhabung der Gesetze weniger als in andern Ländern beschäftigte. Inzwischen war der würdige Freiherr von der Reck dem Könige vorzüglich bekannt, wurde von ihm geliebt, geschätzt, so daß es

---

geschehen sollte, daß im ersten Augenblicke der Aufwallung seine Strenge nicht gut geheissen würde.

ihm, wenn er im Geschäftsgange Mängel entdeckt hätte, weder an Gelegenheit noch an Nachdruck gefehlt haben würde, seine Stimme dagegen zu erheben.

An der Spitze der Rechnungskontrolle stand der Graf Schulenburg, des großen Friedrichs Zögling, ein Mann, dem abwechselnd die Leitung aller Departements anvertraut worden, und dessen Erfahrung keiner Gattung von Arbeit fremd war. Er sah den König zu bestimmten Stunden, legte ihm über die allgemeine Finanzen und Polizeisachen Rechnung ab. Im Nothfall konnte das öffentliche Wohl in diesem Veteran einen mächtigen Verfechter finden.

Ferner hatten die Minister der auswärtigen Angelegenheiten bei dem Könige zu allen Stunden freien Zutritt. Da es blos von ihnen abhing, wie und wann sie reden wollten, so war das Uebel, wenn sie es geschehen ließen, keinesweges die Folge des eingeführten Geschäftsganges. Als unsre Unfälle losbrachen, waren der Graf Haugwitz und der Freiherr von Hardenberg Kabinetsminister.

Der Graf Haugwitz, ein Mann von großem Vermögen, gleichgültig und mehr noch als gleichgültig gegen das Geld, gegen alle Auszeichnung abgestumpft, und aus diesem Grunde allein, mehr als andre, geschaffen für einen Posten, den Gefahren und Schlingen umgeben, stellte sich an den seinigen mit köstlichen Eigenschaften, mit einem unfehlbaren Geschäftsblick, einer durch nichts zu störenden Geistesruhe, und die große Gabe zu überreden. Es hat in unsrer Geschichte schöne und große Augenblicke gegeben, die nur ihm zu verdanken sind. Gleichwohl ist nie ein Minister so verkannt worden, wie er. Man hat ihn charakterlos gescholten, weil er besonnen; falsch, weil er Herr über sich war. Er hat den Kelch der Bitterkeit mit den Hefen ausleeren müssen, weil er, ein guter Richter der Gegenwart, den Zeitpunkt unsers Falles nur weiter hinausschieben wollte. Ich werde Gelegenheit haben, auf seine politische Meinungen zurückzukommen.

In ruhigern Zeiten wäre der Freiherr von Hardenberg, als Kabinetsminister, an

seines Stelle gewesen. Mit geraden Absichten verband er Würde, Anmuth, den Geist der Welt, und sogar der Geschäfte, so lange sie ihn kalt ließen. Hatte er aber einmal das Gleichgewicht verloren, so war er seiner nicht mächtig. Wie Jene behaupteten, die nur in der Heftigkeit Weisheit sahen, hatte er mehr Energie als sein Gefährte. Freilich, wo Staatsglück auf dem Spiele steht, gilt zuweilen der bedächtige Mann für schwach, weil die Leidenschaft sich das Ansehen der Stärke giebt.

Wir hatten noch andere Männer im Ministerium, deren Werth allein beweiset, wie sehr man in den über sie gefällten Urtheilen, den König, seine Umgebungen und den Geist ihres Einflusses verkannt hat. Seit kurzem war das Departement des Handels, der Bank, der Accise, dem Freiherrn von Stein übertragen worden, ohne daß er mit dem Hofe oder sonst mit einigen ausgezeichneten Staatsmännern in Verbindung gewesen wäre, blos weil er im Rufe stand, Charakter und Talente zu besitzen. Allenthalben, wo Männer von höhern Geistesga-

den hervorgesucht, nicht gefürchtet werden, kann man den sichern Schluß ziehen, daß der Monarch regiert, und daß seine Vertrauten nur die ihnen angewiesene Stelle einnehmen. Der Freiherr von Stein ist ein Mann von Kenntnissen, arbeitsam, feurig, über solche Erwägungen weg, wodurch sich kurzsichtige Menschen zurückhalten lassen; er fühlt den Muth zu zerstören, zu schaffen; übrigens reizbar im Gefühle seiner Kraft, wenn ihm Widerspruch das Wirken zu erschweren sucht, und trocken, wie ein Denker, der alles bereut was er der Form hingeben muß. Er ist jetzt die Hoffnung des Vaterlandes. Ach! er wird seinen ganzen Muth nöthig haben.

Unter diesen Ministern standen in allen Behörden Männer von Verdienst. Allenthalben hat zwar heutiges Tages der Luxus das Band der Sitten loser geschürzt. Aber Friedrich Wilhelm III. hat durch die Richtung, die er in seiner neunjährigen, moralischen, gerechten Regierung dem öffentlichen Geiste mittheilte, die Fortschritte des Uebels mehr aufgehalten, als er sie durch Nachsicht begünstigt hat. Man hat

über die Klasse der in Aemtern stehenden preussischen Geschäftsmänner ekelhafte Verläumdungen ausgegossen, wodurch, wenn gleich nicht das erdichtete Uebel verwirklichet, gleichwohl das wirkliche vermehrt wurde; denn der schlechte Mensch trozt desto zuversichtlicher der öffentlichen Meinung, wenn sie ihn nicht mehr besonders trifft, weil augenscheinlich falsche allgemeine Behauptungen ihn mit dem Guten verwechseln. Wir hatten Laster unter uns; die Mittelmäßigkeit hatte sich im einzelnen emporgehoben: aber wir hatten auch unter uns Tugenden und Talente, beide vom Monarchen geschätzt und von der Nation geehrt.

Eine bis zum Ekel wiederholte Behauptung, welche zugleich zum Beweise und zur Erklärung alles dessen dienen sollte, was man den preussischen Staatsdienern zur Last legte, war folgende: „Bei uns tödtet die Form den Geist; bei dem ermüdenden Kleinigkeitskram, der in dem Geschäftsgange unserer Behörden herrscht, ist es dem Genie unmöglich, aufzublicken.“ Nichts ist freilich bequemer, wenn man eine Anklage

einleiten will, als bei unbestimmten allgemeinen Sätzen stehen zu bleiben, mit denen sich die meisten Leser so gern begnügen. Doch nein, die schreibenden Tagelöhner unserer Zeit haben die Gnade gehabt, den Vorwurf mit zwei oder drei Anekdoten auszustaffiren; als wenn diese Anekdoten nicht Ausnahmen von der Regel seyn könnten; als wenn es in der Welt irgend eine Ordnung der Dinge gäbe, wo Dummheit und Mißbrauch nicht Mittel fänden sich einzuschleichen. Die Ordnungsliebe in Preussen hat zur Pedanterie führen; Kleinigkeiten, indem sie durch unnöthige Abstufungen gingen, in die Länge gezogen werden können. Eben so ausgemacht wahr ist es, daß die Anzahl der angesetzten Arbeiter vermindert, die Rechnungsabnahme vereinfacht, mehrere Kassen in eine einzige geschmolzen werden konnten. Man gelangt nicht mit einem male zur Vollkommenheit; oder vielmehr, man gelangt nie dahin, selbst, wie bei uns, im unaufhörlichen Streben nach ihr. Gleichwohl werden ein paar läppische Anekdoten uns nicht verhindern, zu be-

haupten, daß der Ordnungsgeist bei uns das Gute in großen Massen hervorgebracht, und erhebliche Mißbräuche unmöglich gemacht habe. Man muß mit dem Gange des Genies wenig bekannt seyn, wenn man glauben kann, es lasse sich durch die Form niederdrücken. Formen sind für die Mittelmäßigkeit erfunden. Es ist heilsam und gut, daß diese sich nur innerhalb des von der Regel abgesteckten Kreises bewegen könne. Das Talent nimmt seinen Aufflug, sich aller umgebenden Banden entfesselnd; eine Staatsverwaltung, wie die unsere, findet es bald auf, weiß es zu unterscheiden und ihm nachzuhelfen. Ein Struensee, ein Stein gingen ihren eigenthümlichen Gang. Sie dachten, handelten unabhängig von der Form, und erlaubten ihren Untergebenen, zu denken. *)

---

*) Man lese hierüber, in der Hallischen allgemeinen Literaturzeitung, die vortrefliche Recension über Rehbergs letzte Schrift. Dieser mürrische Hannoveraner hatte keinen Begriff von unserer Staatsverfassung.

So viel von dem Gemälde des innern Preussens. Es ist unvollkommen, ich fühle es selbst. Allein mir genügt, bewiesen zu haben, daß, weit entfernt, daß bei uns die Staatsverwaltung auf einem verderbenden Grundsatz beruhet hätte, die Tendenz zum Guten und Bessern fortdauernd, aufgeklärt und von glücklichen Folgen war. Gleichwohl ist eines der schönsten Denkmale des menschlichen Genies zerstört worden. Laßt uns sehen und sagen, warum.

In der Zeitperiode vom Hubertsburger bis zum Basler Frieden hatte Preussen die erste Rolle in Europa gespielt. Von Allen gefürchtet, von Allen gesucht, hielt es in allen politischen Fehden die Wage. Man hatte schon mehr als einmal schwache Nationen ihre Unabhängigkeit erhalten, und einen ungleichen Kampf mit Glanz bestehen gesehn; allein dieses lange, beinah anerkannte Uebergewicht eines Staates vom zweiten oder selbst vom dritten Range, war in der neuern Geschichte eine ungesehene Erschei-

nung. Zwei Ursachen erklärten Preussens Glück; nämlich erstens die moralische Ueberlegenheit seiner Regierung, und dann dessen geographische Lage. Zwei Ursachen mußten die Klippe werden, woran dieses Glück scheitern sollte; ein Genie auf einem benachbarten Throne, und in der geographischen Lage der Staaten eine gänzliche Umwälzung. Wir dürfen nur diese doppelte Wahrheit aus einandersetzen; sie enthält unsere ganze Geschichte.

Als Friedrich II. starb, d. h. im Augenblick als Preussen die höchste Stufe seiner Grösse erreicht hatte, war unter allen seinen Nachbarn nur ein einziger, den es fürchten durfte, nämlich Oesterreich. Polen war so viel als nichts, Sachsen durch seinen Vortheil an uns gebunden, das Kurfürstenthum Hannover in unserer Abhängigkeit, Dänemark und Schweden allen Erörterungen fremd, wozu unser politisches Interesse Anlaß geben konnte. Auch hatte sich vierzig Jahre lang Friedrichs Auge beständig nach Oesterreich gekehrt. Dahin war sein beinahe unüberwindliches Vertheidigungssy-

sten gerichtet, Schlesien mit einer Kette von Festungen umgürtet, eine zahlreiche Armee in beständiger Bereitschaft. Ueberdies war die Angriffslinie im Kriege nicht so weit umfassend, daß ihre Besetzung unsre Kräfte überstiegen hätte, und die Bergkette zwischen Schlesien und Böhmen von der Art, daß die Kriegskunst große Vortheile daraus ziehen konnte. Hinter solchen Bollwerken, unter solchen Umständen, konnte der Pygmäe dem Riesen die Spitze bieten, und ein Jahrhundert vergehen, ehe diesem das Maaß unsrer Kleinheit und das Geheimniß unsrer Schwäche verrathen worden wäre.

Von keiner andern Seite hatten wir dieselbe Vorsicht nöthig gehabt. Polen stand noch, und trennte uns von Rußland. Es erforderte Zeit, wenn diese letzte Macht zu uns gelangen sollte. Zwar wurde im ersten Feldzuge gegen Rußland Ostpreussen bedroht; aber die Weichsel, aber Graudenz, auch eine der Schöpfungen des großen Mannes, warf den russischen Waffen ein mächtiges Bollwerk entgegen. Eine Feld-

schlacht, wenn sie verloren ging, versetzte uns noch keinen tödtlichen Streich; wenn sie gewonnen wurde, erleichterte sie uns die Mittel, uns von unserm Verluste zu erholen. Das neutrale Polen bot uns Hülfsquellen für den Unterhalt der Armeen und in übriger Hinsicht an. Ueberdies war kein naher Anlaß zu dergleichen Kriege vorauszusehen. So lange Rußland mit den Hauptmächten des Occidents keinen wirklichen Berührungspunkt hatte, riefen wichtigere Vortheile seine Aufmerksamkeit nach Süden.

Zwischen Frankreich und Preussen lagen die Niederlande und das deutsche Reich. Ein Krieg mit Frankreich konnte nur, wie es mehr als einmal der Fall gewesen war, die vorübergehende Verheerung unserer westphälischen Staaten zur Folge haben, ohne daß ein dauerndes Resultat, oder eine wesentliche Gefahr daraus erwachsen wäre. Dabei hatten wir so wenig mit dieser Macht abzumachen, ja im Gegentheil ein so gemeinschaftliches Interesse mit ihr, daß von dieser Seite Preussen ganz ruhig war. Auch

rechneten wir kaum Wesel zu unsern Festungen. Wir waren nicht reich genug, um die Zahl derselben ohne Noth zu vermehren.

Folglich, einen schmalen Strich abgerechnet, blos mit schwächern Nachbarn und dem Meer umgeben, verdankten wir dem Zufall unsrer geographischen Lage mehr als der Natur. Wenn uns jene stark machte, so dürfen wir es nicht läugnen, daß uns diese zur Unterwürfigkeit zu verdammen schien. Ein undankbarer Sandboden in unsern meisten Provinzen, diese Provinzen ohne Verbindung unter einander, ein Gemisch von Nationen, deren Sprache, Religion, Gewohnheiten, Vortheile verschieden waren; ein rauher Himmelsstrich; eine Bevölkerung, die damals nicht dem vierten Theile der überfüllten Nebenstaaten gleich kam; dieses war es, worauf wir fußen konnten, als wir uns mit ihnen in eine Reihe stellten. Auch würde uns, troz unserer glücklichen geographischen Lage, dieser Ehrgeiz theuer zu stehen gekommen seyn, wäre nicht das Genie des Menschen eine mora-

lische Kraft, wie die Natur eine physische. Aber unter Friedrichs II. geschickter Verwaltung, warf dieses arme Land verhältnißmäßig mehr ab, als die begünstigsten Provinzen, und, Dank sey es der Sparsamkeit dieses gekrönten Weisen, der wohlberechnete Gebrauch unsrer schwachen Hülfsquellen gab unserm relativen Reichthum den Ausschlag. Während die andern Regierungen, von einer unerschwinglichen Schuldenlast erdrückt, mit jedem Schritte sich in ihren Entwürfen aufgehalten sahen, hatte Preussen einen für mehrere Feldzüge hinreichenden Schatz, ein mit allen Erfordernissen der damaligen Taktik reichlich versehenes Heer, ein Rekrutenwesen, welches die Schwäche unserer Bevölkerung ersetzte, und bei uns, wo die Kriegszucht vortreflich und die Täuschung des militärischen Ruhms so groß war, mit weniger Nachtheil als sonst irgendwo verbunden war; mit einem Worte, eine allezeit schlagfertige Stellung, welche einer wirklichen Ueberlegenheit gleich kam, und sie uns in der That gegeben hatte.

Rechnet man noch zu diesen Maaßregeln der Weisheit, zu diesem Zusammenfluß günstiger Umstände, die Rückerinnerung an unsre glücklichen Kriege, den Begriff von unsrer Waffenstärke, den sie gegeben, das feste Selbstvertrauen, welches der große Friedrich auf seine alten Tage um sich her verbreitete, als, mit seinem Werke zufrieden, er nur dahin strebte, es zu erhalten: so wird Preussen, in den Rath der Schiedsrichter Europa's berufen und eingeführt, auf dem eingenommenen Platze sich nicht fremd dünken.

Allein mitten unter allen diesen Betrachtungen, deren jede den Ruhm Friedrichs erhöhet, wie viel Anlaß zu Besorgnissen für den Patrioten! Wo gab es für Preussen eine Gewähr für die Zukunft? Eine einzige schwache Regierung, ein einziger verschwenderischer Fürst, der es auf seine natürlichen Hülfsquellen zurückgebracht hätte; und es bedurfte nicht mehr, um es zu Grunde zu richten! Doch was sage ich? Wenn selbst der Himmel Wunder für uns gethan hätte, wenn lauter vorzüglichen Für-

sten der preussische Thron zu Theil geworden wäre, so reichte dies allein zu unserer politischen Erhaltung nicht hin. Es war noch eine zweite Bedingung erforderlich. Die Gunst mußte ausschließlich für uns seyn; in Wien, in Paris, in Petersburg durfte das Genie, das uns so hoch gehoben, kein ähnliches Wunder hervorbringen; dort mußte, mitten unter dem Reichthum an natürlichen Hülfsquellen, Dürftigkeit an Geisteskräften die Ohnmacht verewigen. Hingegen war jeder Schritt, den diese schöne Monarchien vorwärts thaten, ein rückgängiger für uns, und um uns auf unsern eigentlichen Standpunkt zurückzubringen, durften sie nur den ihrigen einnehmen.

Noch ärger stand es um uns, wenn, nach einer solchen Geisteserneuerung, politische Umwälzungen unsern Nachbarn andre Grenzen gaben, selbst ohne die unsrigen zu verletzen; wenn zwischen Rußland und uns, wenn zwischen Frankreich und uns, Polen und das deutsche Reich aufhörten das Pfand des Friedens, oder der Schauplatz und der Bedarf des Krieges zu seyn; wenn anstatt

uns nur mit abhängigen Staaten zu berühren, wir einst von drei Kolossen zusammengedrückt würden; wenn das Verschwinden der glücklichen Zufälligkeiten und Umstände, die der Täuschung bisher Kraft geliehen, uns in unserer ganzen Blöße erscheinen ließe.

Kaum waren zehn Jahre verflossen, und alle jene Vorboten und Bedingnisse unsers politischen Todes hatten sich nacheinander eingestellt.

Friedrich Wilhelm II. hatte schlechterdings von der Kraft und dem Interesse seiner Monarchie keinen Begriff. Ein Minister, dessen Name in unserrr Geschichte zu leichtfügig neben den Namen des großen Friedrich hingestellt wird; ein Minister, der etwas war, so lange ihn der graue Autocrat leitete, dem aber der Kopf schwindelte, sobald er durch sich selbst handeln sollte, stieß den neuen Monarchen zuerst in die Laufbahn, welche er in der Folge nur zu fortdauernd betrat. Die politische Achtung, die für den Staat blos das Mittel zum Wohlstand seyn soll, war nicht nur der

einzige Zweck des Ministers, und sein erster Fehler; er mußte auch noch den zweiten begehen, und sich in den Mitteln irren, die dahin führen. Nun gab es in ganz Europa keine Fehde, die, in seinem engen Gehirn, nicht mit Preussens Würde in Berührung stände. Uns gebührte es, uns in Hollands Unruhen zu mischen, damit England allein die Früchte unserer Aufopferungen einsammelte; den Entwürfen der beiden Kaiserhöfe gegen die ottomannische Pforte entgegen zu arbeiten, damit wir ihr mit dem Verluste unsers Schatzes einige Wüsteneien erhielten; ja sogar uns der Klagen der Brabanter anzunehmen, und den Froschmäusler der Lütticher mitzumachen *). Herz-

---

*) Der preussische Staatsmann sollte Friedrichs II. Werke auswendig wissen. Es ist keine Zeile darin, die nicht für einen politischen Spruch gelten könnte. Welche heilsame Betrachtungen hätte z. B. der Graf Herzberg nicht anstellen können, wenn er am Tage vor dem Entschluß, die Holländische Expedition anzutreten, sich an folgende Stelle der Branden-

berg weckte den Haß Aller gegen uns, und ließ uns Friedrichs köstliche Ersparnisse gegen den Rauch einer nutzlosen Größe vertauschen.

Seinem Monarchen gingen zwar die Augen über ihn, aber nicht über seine Grundsätze, auf. Durch diese falschen Grundsätze verleitet beging Friedrich Wilhelm II. den größten Fehler in seiner ganzen Regierung, und veranlaßte jenen auf ewig merkwürdigen Kampf, der die französische Revolution allmächtig gemacht, Wunder von Tapferkeit und Genie hervorgerufen, und Preussen nur deswegen auf einige Augenblicke die übrigen Nationen Europens hat überleben lassen, damit dessen Todeskampf desto schmerzhafter würde.

---

burgischen Denkwürdigkeiten erinnert hätte: „In eben diesem Jahre wurde des Königs Nichte, die Prinzessin Wilhelmine, mit dem Prinzen von Oranien vermählt. Dieser Umstand war von gar keinem Einfluß in der Politik: es war blos eine schickliche Versorgung für eine Prinzessin aus dem Königlichen Hause.

Unsre versiegte Hülfsquellen und die Stimme der Nation nöthigten den König, den Basler Frieden in einem Zeitpunkte zu schließen, wo vielleicht der Krieg aufgehört hatte, ein unpolitischer zu seyn. Friedrich Wilhelm II. hielt sich durch den Besitz von Südpreussen für drei kostspielige Feldzüge entschädigt, und bald nachher vollendete eine letzte Theilung Polens Vernichtung.

Inzwischen, von dem einzigen Feinde, den sie nicht geschlagen hatten, befreit, verfolgten die Franzosen den Lauf ihrer Siege. Schon gaben ihnen die Unterhandlungen zu Rastadt den Rhein zur Grenze, als Friedrich Wilhelm III. auf den Thron stieg.

Wer dem Gange meiner Darstellungen gefolgt ist, braucht nicht erst die Lage dieses jungen Monarchen zu untersuchen: sie ist ihm klar geworden. Das Reich, dessen Zügel er faßte, glich dem Reiche seines Groß Oheims in nichts; es war ein um ein Drittel erweiterter aufgedunsener Staatskörper, dessen entnervter Umfang für Stärke galt.

Durch seinen Zuwachs in Polen hatte

Preussen weit mehr an relativer Macht verloren, als es an wirklichen Kräften gewann. Sein Bollwerk gegen Oesterreich war dahin; denn beim ersten Kriegsausbruch hätte sich dieser Staat, im Besitze beider Gallizien, wohl gehütet, unsre alte Linie in der Stirn anzugreifen. Eine eben so leichte als glückliche Ueberschwemmung unserer vertheidigungslosen Ebenen von Neu-Preussen, würde Oesterreichs Heeere bis ins Herz der Monarchie geführt haben. Noch mehr, wir hatten nun an Rußland einen gefährlichen Nachbar bekommen, einen Nachbar, der mit ganzem Gewicht auf den Westen und zuerst auf uns fallen mußte, der in einer Grenzstrecke von hundert Meilen, die Wahl des Uebels hatte, womit, und des Orts, von wo aus er uns schaden wollte; einen Nachbar, der uns den politischen Prunk des letzten Jahrzehends nicht verziehen hatte, und der, ohne alles Interesse mit uns, das große Interesse mit Oesterreich gemein hatte, in die schönen Provinzen der Türkei sich zu theilen,

Doch nur gering war diese Gefahr, in Vergleichung mit einer andern, die Allen

zugleich drohte. Im Westen erhob sich eine Macht, eben so furchtbar in ihren Grundtheilen und ihrer Tendenz, als sie es bereits in ihren Fortschritten war. Alle Augen waren auf sie gerichtet, der alte Ehrgeiz nebenbulerischer Staaten verlor sich in die Vereinigung gegen den neuen Staat. Es war leicht vorauszusehen, daß Frankreich, im Besitz des Rheins und seiner Hauptübergänge, die schwächern Staaten des rechten Ufers zu Vasallen machen, und sich durch sie gegen uns verstärken würde, wie wir uns vorhin durch sie gegen Frankreich verstärkt hatten. Es war nicht mehr das Volk, das man in seinem Lande aufgesucht hatte; unsre Bollwerke waren die seinigen geworden, unsere Provinzen standen ihm offen.

Mitten unter diesen Gefahren von aussen hatte Friedrich Wilhelm III. von seinem Vater eine Staatsmaschine geerbt, deren Räderwerk einer allgemeinen Ausbesserung bedurfte. Alles mußte von neuem hergestellt, geschaffen werden, die Finanzen, der Gemeinsinn, die Sitten. Er sorgte für

das Nothwendigste, für die Verbesserung des Innern. Den Stürmen von aussen schmeichelte er sich dadurch zu entgehen, daß er sich allen Parteien zugleich furchtbar und fremd zeigte.

Sein erster politischer Kummer erwuchs ihm aus Rußland. Paul I. stellte sich an der Spitze einer zweiten Coalition gegen Frankreich. Er wollte Preussen mit in die Verbindung ziehen. Nach dem Tone, den er annahm, zu schließen, mußte der junge Monarch es merken, wie fern wir von unsern schönen Tagen waren. Der Zauber war verschwunden, und das verhängnißvolle Geheimniß beinahe errathen.

Während die ersten glücklichen Erfolge dieser Coalition auf einen Augenblick Europa über die Fortschritte der französischen Macht beruhigten, vermehrten sie Preussens gegründete Furcht vor der Nachbarschaft und dem künftigen Andrang des russischen Kolossen.

Aber, wird man sagen, warum sind Suworows Siege nicht für Preussen die Losung zu einer letzten Kraftäußerung ge-

worden? Warum hat es diesen schönen Augenblick nicht benutzt, um sich wenigstens von einer Seite jene Sicherheit zu verschaffen, die es nun schon auf keinem Punkte seiner Grenze fand?

Der Graf Haugwitz, damals an der Spitze der äußern Angelegenheiten, war an diesem Fehler, wenn es einer gewesen ist, nicht schuld. Lange vor diesem Zeitpunkt hatte er unser Unglück vorausgesehn. Ohngeachtet die thörigte Expedition von 1792 nie sein Werk gewesen, glaubte er doch nicht, ohne einen zweiten Fehler zu begehen, Oesterreich im Stich lassen zu dürfen, und übereilte den Frieden nicht. Um die Hülfsquellen zu ersetzen, die wir nicht mehr bei uns fanden, erhielt er von England reiche Subsidien. Eine der Bedingungen unsers Vertrags mit dieser Macht war, daß unsre Armee, erst unbeweglich unter den Kanonen von Mainz, sich hiernächst nach den Niederlanden wenden sollte; denn dieses Ministers Scharfblick war zu sicher, als daß es ihm entgehen konnte, Deutschland würde in Hol-

land unterjocht werden. Unsere Armee blieb unbeweglich.

Damals war die öffentliche Meinung bei uns von der nachherigen sehr verschieden. Sie verwarf mit lauter Stimme diesen unseligen Krieg, und in dem Gesichtspunkte, von welchem sie ausgieng, mit Recht. Als Haugwitz sah, daß der Krieg schlecht geführt werden würde, wollte er ihn lieber gar nicht, und schloß den Basler Frieden. Seitdem hat er nicht aufgehört, die Folgen der Vergrößerung Frankreichs vorher zu sagen. Weit entfernt, die Wuth der Schwärmer zu theilen, die zu einem Vernichtungskrieg mit diesem Feinde aufriefen, kannte er den Vortheil seines Vaterlandes zu gut, um nicht zu wünschen, daß Frankreich sich auf dem wahren Punkte seiner Größe und Macht erhielte; nur verhehlte er sich eben so wenig, wie wichtig es für ganz Europa sey, daß eine in ihren Hülfsquellen so unerschöpfliche Nation ihre natürlichen Grenzen nicht überschreite; und in jenem Zeitpunkte wäre jede Kraftäußerung der übrigen Staaten, welche

eben dahin abgezielt hätte, dem Systeme des Ministers eben so angemessen als willkommen gewesen.

Friedrich Wilhelm III. blieb gegen die Vorstellungen seiner Rathgeber, gegen die Einladung der Höfe, gegen die Anlockung der glänzenden Nachrichten, welche täglich aus Italien herüberkamen, taub. Dieß war der Augenblick, wo seine vertrauten Umgebungen das Geheimniß seiner Gedanken erriethen, und sich gewöhnten, sie fortan zu den ihrigen zu machen. Jeder, aus einer kalten, vielleicht irrigen Berechnung, und ohne gegründete Klagen unternommene Krieg (und noch hatte uns Frankreich keinen Anlaß zu Klagen gegeben) war dem jungen Monarchen ein Abscheu. Das Böse thun, damit das Gute geschehe, empörte seine gerade Seele. Und wenn noch obenein das Böse nicht zu berechnen, das Gute nicht zu beweisen war? Denn, für diejenigen, denen das Andenken an jene Zeiten noch gegenwärtig ist, die sich noch in dieselben zurücksetzen können, ohne unsre gegenwärtige Belehrungen und Einsichten mit sich hinüberzunehmen,

ist es nicht einmal hinlänglich bewiesen, daß, wenn die Grundsätze des Königs unbedingt Ehrfurcht geboten, seine Berechnungen nicht auch die Frucht der Weisheit gewesen seyen. Eine plötzliche Revolution hatte die Ansicht der Dinge verändert. Die Sinnlosigkeit der Direktorialregierung war glücklicher Weise auf die Gräuel der Konvention und der Ekel des Volkes auf dessen Begeisterung gefolgt. Die französische Armee schlug sich blos noch für einige in Aberwitz gefallene Demagogen, und schlug sich folglich schlecht. Der Krieg war zu einem gewöhnlichen herabgesunken. Der erste Feldzug war für die Kaiserlichen eine Reihe von Siegen geworden. Die französische Grenze war bedroht, wenn sich auf eine solche Grenze ein solcher Ausdruck anwenden läßt. So stark und furchtbar jene Republikaner noch immer waren, so war doch der Augenblick vergangen, wo wir sie vor unsern Thoren erwarten konnten, und einer noch vor kurzem gerechten Furcht mächtige Bewegungsgründe hätten aufopfern müssen. Noch bluteten die Wunden des Staates. Schon bedurfte es der Auskunftmittel um unsre

gewöhnlichen Ausgaben zu decken. Sollten wir uns ohne Rettung entkräften? Und wenn die beiden Kaiserhöfe siegreich blieben und Europa Gesetze vorschrieben, welches Unterpfand konnten wir gegen sie geltend machen, wir, die wir nicht, wie Oesterreich, uns an Frankreich oder dessen Bundesgenossen bereichern konnten, wir, die der Sieg selbst ohne Vertheidigungsmittel gelassen haben würde? Welche menschliche Weisheit hätte es vorausgesehen, daß eben damals in Aegyptischen Gewässern ein Nachen schwamm, der unsere, wie der Welt Schicksale trug? Wer hätte geahnet, daß den Gefahren der See und den feindlichen Flotten entronnen, ein Mann wieder in Frankreich auftreten würde, mit sich allein statt eines Heeres, mit seinem Muthe statt neuer Hülfsquellen; daß bei seinem Anblick, die große Nation, durch lange Leiden niedergedrückt, sich furchtbarer als je emporheben würde? Wenige Tage stießen, gegen alle menschliche Wahrscheinlichkeitsgründe, das Werk eines Jahres über den Haufen. Marengo versetzte der Oesterreichi-

schen Macht den tödtlichen Streich, und zum zweitenmale ging aus einem einzigen Punkte der Schrecken über die Welt aus.

Die Frage, was uns damals zu thun Pflicht gewesen wäre, bleibt vollends unentschieden, wenn wir bedenken, welch ein kleines Gewicht unsre Waffen in die allgemeine Wagschale gelegt haben würden, wenn sie auch jenseits des Rheins vorgedrungen wären. Auf jener unüberwindlichen Grenze hielt uns jeder Schritt auf. Einige, vielleicht glückliche Belagerungen wären der Preis und das Ziel unsrer Anstrengungen gewesen. Napoleon wußte zu gut, daß von dieser Seite mehrere Siege uns wenig einbringen, ein einziger Verlust uns alles kosten würde, um sich abhalten zu lassen, über die Alpen zu gehen. Er würde den großen Streich ausgeführt, Oesterreich zum Frieden gezwungen haben; und nun wäre er auf uns losgegangen, auf uns, fortan die einzigen auf dem Kampfplatze, deren letzte Hoffnung gewesen seyn würde, mit Ehre zu fallen.

War aber, schon im Jahre 1799, die

Weisheit eines neuen Versuchs gegen Frankreich zweifelhaft, so wurde dieser Zweifel zur Thorheit, seit der Erhebung Bonaparte's zum Konsulat, seit dem Lüneviller Frieden. Von seinen innern Feinden befreit, ungetheilt und ruhig unter einer kräftigen Regierung, entfaltete jenes prächtige Reich die ganze Fülle seiner Stärke. Die letzten Traktaten hatten dessen Gränze zur schönsten gemacht, die je ein Staat besessen. Das Meer, die Pyrenäen, die Alpen, der Rhein mit seinen unzählbaren Festungen, machten Frankreich von allen Seiten unzugänglich. Wir hingegen mit unsern zerstreuten Provinzen, mit unsrer vier Meilen von der Gränze entfernten Hauptstadt, sahen in einer einzigen Niederlage unsern ganzen militärischen Reichthum und die Hoffnung mehrerer Feldzüge verloren. Schon reiheten sich Italien, Holland, Spanien an die Fahnen der großen Nation an. Schon war Frankreichs Einfluß über das rechte Rheinufer nicht mehr zweifelhaft. Seine Bundesgenossen deckten ihm die Flanke, breiteten sich vor dasselbe her. Auf sie fiel die Last des Krie-

ges, sein waren alle Vortheile. Unsre Bundesgenossen hingegen waren am äußersten Weltende; sie waren unzugänglich, während ein Augenblick hinreichte, uns zu zertreten; sie hatten kein anderes Interesse als ein entferntes, kalt berechnetes. Frankreichs Bundesgenossen waren Werkzeuge in Frankreichs Hand. Die unsrigen wollten uns zu Werkzeugen in der ihrigen machen. In sich selbst unverwundbar, hatte Frankreich in jedem Kriege den unschätzbaren Vortheil des Angriffs. Uns brachten die unerhörtesten Siege, ohne Nutzen, bis an den Rhein. Und wie war Frankreichs Offensive! Welche unerschöpfliche Bevölkerung! Welche Mannigfaltigkeit von Hülfsquellen! Zehnmal geschlagen, erneuerte sich sein Heer zum eilften male! Dagegen fiel, mit unserm einzigen Heere, die Hoffnung des Vaterlandes. Sich bei einem solchen Feinde der Uebermacht schmeicheln, hieße die Ungereimtheit aufs höchste treiben. Auf die heutigen Franzosen einige Rückerinnerungen anwenden wollen, woran sich unser Stolz leider! zu lange gekitzelt, wäre das Be-

kenntniß unsers Unvermögens. Denn, um unsre Bekenntnisse zu vollenden, die moralischen Verhältnisse waren auch nicht mehr dieselben. Wir hatten, (und mein erstes Gemälde hat es bewiesen), wir hatten diejenige Weisheit, die hervorbringt, und die, welche erhält; wir thaten viel mit wenigen Mitteln; aber, im Westen, machte ein höheres Wesen aus den unermeßlichen Hülfsquellen Frankreichs alles was daraus gemacht werden konnte. Es gebot über die Reichthümer von halb Europa, und ließ diese Goldmine nicht unbenutzt. Unsere Armee war vortreflich, aber sie war nicht die einzige vortrefliche; oder vielmehr, ohne ihre Stelle verändert zu haben, fand sie sich nicht mehr auf der ersten. Was giebt aber einer Armee den Vorzug vor der andern? Folgende drei Punkte: ihre innere Einrichtung; die Gewohnheit des Krieges beim Officier und Soldaten; das Vertrauen Beider zu sich selbst, d. i. Muth, Geduld und alle moralische Kraftmittel, die aus dem Begriffe seines eigenen Verdienstes fließen. Von diesen dreien Erfordernissen machten

wir den Franzosen nur noch das dritte streitig. In Vergleichung mit der ihrigen, war unsre Organisation schwerfällig und alt. Wir hatten fast nichts von dem, was ihre Siege herbeiführte, entlehnt. Wir konnten nicht ohne Magazine marschiren, unser Gepäck nicht einschränken. Der geringste Infanterie-Officier hätte sich für unbewaffnet gehalten, wenn er nicht wenigstens zwei Reitpferde hatte. Aber diese Pferde, diese Vorräthe wurden nicht vom Lande geliefert, so natürlich es auch gewesen wäre, ihm diese erste Last aufzulegen. Der Staat wog alles mit Gold auf, und bezahlte baar. Ein einziger Feldzug, eine schlagfertige Stellung setzte uns um viele Jahre zurück. Auf solche ausserordentliche Momente, wo es auf den Fall oder die Erhaltung ganzer Staaten ankam, wendete man liberale Grundsätze an, ging seinen bescheidenen regelmäßigen Gang, der aber nur dann ehrenvoll zu nennen ist, wenn größere Pflichten nicht darunter leiden. Wir waren an allem arm, und führten Krieg, wie die Reichen. Unsre Nachbarn, an allem reich, fingen ihn an,

wie die Armen. Wie groß war ferner der zweite Vorzug der Franzosen? Was besaßen sie für eine Gewohnheit des Kriegeshandwerks? Was für eine Erfahrung, was für eine Geistesgewandheit, allen gleich nothwendig, dem General zum Kommandiren, dem Officier von allen Graden zum Ausführen, dem bloßen Vorsprenger, damit er sich zu rechter Zeit vorauswage und zurückziehe, von weitem sehe, richtig sehe, nützlich berichte! Wer zählt die unschätzbare Summe kleiner Vortheile, die man dadurch gewinnt, kleiner Fehler, die man vermeidet! Was für eine Vollkommenheit des Ganzen entsteht daraus, daß im Einzelnen nichts zur Unzeit geschieht! Wie siegreich alle diese Waffenkünste die Franzosen machen mußten! Und wie viel von dem Allen uns fehlte! Seit dem siebenjährigen Krieg hatten wir nur ein einzigesmal ernsthaft versucht, was unsre Kräfte vermöchten. Dieser Versuch war nur kurz gewesen, nur dem dritten Theil unsrer Armee zu statten gekommen; das Uebrige war nicht aus der Stelle gerückt. Dagegen ist jeder Franzose dieses

Zeitalters beim Geräusch der Waffen, in der Schule des Unglücks erzogen, wo man denken lernt. Aus dieser Schule ist er in das Feldlager geeilt, hat seinen Körper abgehärtet, hat den Tod unter allen Gestalten gesehn. Wie mancher verdankt, in einer langen Reihe von Feldzügen, sein Leben der Geistesgegenwart, einer glücklichen Wendung des Körpers, einem geübten Auge! Nein, nur das thut man wohl, was man zu thun gewohnt ist; kein natürlicher Muth, kein natürliches Talent hält dem Muthe, dem Talente die Wage, die sich auf Erinnerungen und Vergleichungen stützen. Unter unsern Generalen zählte man mit Recht verehrte Namen; aber viele von ihnen waren alt, den neuen Formen fremd, und die Rangliste setzte ihnen die übrigen nach. Bei aller Aufwallung des Muths, bei aller Reife der Kenntnisse, erkaltet dennoch im Alter jene Regsamkeit, die allein den Franzosen furchtbar werden kann. Sie aber, was zählten sie für Generale! Die meisten unter ihnen nehmen nur deswegen die zweite Stelle ein, weil ein Einziger sie alle verdunkelt. Die-

sen Einzigen nennen, hieße meiner Parallele den letzten Pinselstrich geben.

Es ist wahr, jede Armee hat Hülfsquellen, selbst wenn sie Fehler bei sich führt, die in ihren Grundstoffen liegen, selbst wenn sie ganz neu zusammengesetzt ist, sobald sie von einem Feldherrn angeführt wird, der dem Feinde durch seine Taktik überlegen, sich zum Herrn des Feldzuges und der Kriegsbegebenheiten zu machen weiß, der nach eignem Willen die Hauptstreiche aufhält oder ausführt, im rechten Augenblick seine Macht vorschiebt oder zurückzieht, der Kraft die Zeit läßt sich zu prüfen, und dem Unterrichte den die Umstände ertheilen, die Zeit zu reifen. Preussen hatte dieses schöne Schicksal erlebt. Es hatte die Zeiten gesehen, wo der große Friedrich, durch seine Siege erschöpft, statt der ausgedienten Veterane, nur ungeübte Jünglinge unter seine Fahnen sammelte, den Feind durch seine Märsche irre führte, ihm durch seine Stellungen Furcht einjagte, bis ihm der günstige Zeitpunkt erlaubte, den sichern Streich auszuführen, und die Zwischenzeit seine

jungen Soldaten an Erfahrung alt gemacht hatte.

Wir mußten auf den Blitzstral, auf den Donnerkeil gefaßt seyn, sobald wir im Felde den Franzosen gegenüber stehen würden. Napoleon stand an ihrer Spitze, Napoleon der Held eines heldenreichen Jahrhunderts, Napoleon in allen Geheimnissen der Kunst bewandert und nicht minder groß im Ausführen, schnell, unermüdet, unerschöpflich in neuen Hülfsquellen, und unüberwindlich, weil er immer siegte. Wer ihn zum Feinde hatte, durfte nicht auf glückliche, schonende Rücksichten, auf Zufälligkeiten im Reiche der Zeit rechnen. Ein Tag mußte über beide Heere den Ausspruch thun, und dieser Tag, wie verschieden mußte er beiden Heeren anbrechen!

Diese Wahrheiten waren so einleuchtend, ihre Folgerungen so wichtig, daß selbst diejenigen Diener des Königs, die anfangs nicht seiner Meinung gewesen waren, seine Grundsätze annahmen, und ihnen getreu blieben. Fortan suchten sie das Unterpfand zu Preussens Sicherheit, wenn es ja noch

für Preussen eine Sicherheit gab, in einem Einverständniß-System mit dem großen Reiche.

Wollte Gott, daß man in Wien auch so gedacht hätte! Denn alles, was ich so eben gesagt habe, war auf Oesterreich, wie auf uns, anwendbar, nur in andern Theilverhältnissen. Oesterreich, Dank sey es seiner geographischen Lage, hatte weniger zu fürchten; und, bei seiner wirklichen innern Kraft, konnte es viel verlieren, ohne an Entkräftung dahin zu sterben. Aber auch gegen Oesterreich waren, seit dem Lüneviller Frieden, alle Bedingnisse zum Siege in Napoleons Händen. Man hatte unlängst die Erfahrung gemacht, was Frankreich, selbst ohne dieses Genie, und vermittelst seiner bloßen Grenzbefestigung, war. Denn man vergesse es nicht, daß alle Vortheile Suworows und das Zusammentreffen des glücklichsten Ohngefährs die Russen und Oesterreicher nicht weiter gebracht hatten, als bis zum Fuße der Alpen, in die Schluchten der Schweiz, an den Rhein, um vor Genua und Kehl einen Widerstand zu finden, der

einer Niederlage gleich zu rechnen war, und bei Zürich die schönste Armee aufgerieben zu sehen. Und jetzt Frankreich! Mit diesem Manne an der Spitze! mit diesem Volke! diesen Generalen! diesen Soldaten! diesen Bundesgenossen! Jene große Wahrheit hat man sich geflissentlich in Wien, in London, allenthalben weglügen wollen. Man hat es nicht begreifen wollen, daß jeder Versuch gegen Napoleon ihm neue Eroberungsrechte, jeder Friede ihm einen Zuwachs an Kraft und Größe geben müsse. Er hat sein Gebäude auf Grundlagen zu errichten gewußt, die Jahrhunderten zu trotzen scheinen; diejenigen aber, die sich noch immer schmeichelten, es umzustürzen, hätten sich wenigstens sagen sollen, daß ihre einzige Hoffnung darin bestand, den Löwen nicht zu reizen; ihre einzige Politik, seine Aufmerksamkeit auf andre Gegenstände zu richten, als auf den Krieg; ihre einzige Taktik, eine Masse von Kräften in Europa zu behalten, die etwas in seinen Augen wäre; daß sie die Wohlthaten der Zeit und ein Menschengeschlecht abzuwarten hätten, welches weder die Gräuel

der französischen Revolution gesehen, noch den Ruhm oder die Schande ihrer Siege erlebt hätte; daß sie einer Zeit entgegen sehen müßten, wo die Einrichtungen weniger neu, weniger kraftvoll, wo die moralischen Verhältnisse ebenmäßiger wären; mit einem Worte, daß sie des Zeitpunkts harren müßten, wo Ruhe, Genuß, Leidenschaften, und der Wechsellauf der Jahre jene tausend Elemente von Allgewalt trennen und auflösen würden. Vielleicht, wenn Napoleon verlangt, daß seine Schöpfung so vielumfassend seyn soll, als sein Genie, heißt dieses von der Zukunft zu viel fordern. Vielleicht kann diese Schöpfung einst nicht ohne die Hand ihres Erschaffers bestehen! Die Natur ist mit großen Männern nicht freigebig. Vielleicht wird, auf dem ersten Throne der Welt, die Weisheit einst von neuem schlummern; werden die Bande des Blutes, der Dankbarkeit, der Furcht sich auflösen; Vasallen nach der ersten Stelle streben; der glückliche Franzose mit seinem alten Ruhme sich begnügen. Den Augenblick aber voraus zusehen, wo die Nationen, denen Frankreichs

Macht einen Theil der ihrigen gekostet, ihren vorigen Platz wieder einnehmen können; die Art und den Umfang des Erfolgs vorauszusehen: übersteigt alle menschliche Weisheit. Diesen Augenblick vollends im Jahre 1805 suchen; ihn hoffen, so lange noch ein Puls in Napoleons Adern schlug, war der sicherste Beweis, wie weit man von jener Weisheit, von jenem Augenblick entfernt war.

Welches aber waren die Grenzen, die man diesem vom Könige angenommenen Einverständniß-System mit dem großen Reiche zu geben hatte? Mußte man sich Frankreich in die Arme werfen, sich eng mit Frankreich verbinden? Heutiges Tages ist die Antwort nicht schwer; denn, zu welcher Partei man auch gegriffen hätte, niedriger wären wir nicht gefallen, als wir gefallen sind. Damals schien uns eine solche Verbindung von einem nahen Kriege unzertrennlich. Es ist freilich ausgemacht, daß es damals noch nicht so weit mit Frankreich gediehen war, als es damit kommen mußte, und daß, bei den Elementen von Wider-

stand, die noch in Europa zerstreut lagen, französisches Blut hätte fließen müssen, um seinen Umgebungen Selbstständigkeit zu geben. Auch unser Blut hätte Frankreichs Werk besiegeln helfen müssen; und vielleicht hätten wir uns dadurch auf dieselbe Weise vergrößert, wie es vorhin in Polen geschehen war, d. i. wir hätten uns einen Herrn gegeben, während es den Anschein hatte, als erhielten wir einen Zuwachs an Kräften; oder wir wären früher gefallen, wenn das Kriegsglück unsrer Sache zuwider gewesen wäre. Folglich gehörte in den Plan des Königs eine genaue Neutralität, die Entfernung alles dessen, was zum Streite Anlaß geben konnte, und die Anwendung aller Mittel, die der Politik zu Gebote stehen, um Irrungen zu beseitigen, aus denen Kriege entstehen konnten, um mächtige Nebenbuhler auszusöhnen, und Feindschaften im Werden zu ersticken. Eben dieses war der Plan der biedern Rechtschaffenheit, den sich der König vorgezeichnet hatte, und den einige Jahre lang ein günstiger Erfolg krönte. Preussens Regent war

bei allen Höfen der unermüdete Wortführer des Friedens; er täuschte keinen derselben als in der heilsamen Absicht, ihm den Haß der übrigen zu verbergen und alle Fehden zu entwaffnen. Wäre das Wunder möglich gewesen, ihm allein war es möglich!

Ich will nicht behaupten, daß uns die Beibehaltung dieses Systems ohnfehlbar gerettet haben würde. An den Höfen herrschten Selbsttäuschungen; in Frankreich, das alles fortreissende Gefühl der Größe; beides konnte unsre Rechnung umstoßen. Der Koloß wuchs von Jahr zu Jahr. Der Augenblick der unmittelbaren Berührungen und der Reibungen näherte sich. Der entscheidende Stoß, der Zusammenstoß zwischen Frankreich und Rußland, wurde wahrscheinlicher als je. Gab es in diesem Fall noch eine Möglichkeit für uns, neutral zu bleiben? Wurden wir nicht ohnfehlbar von dem Stärkern fortgerissen, oder das Opfer und die Beute des Glücklichern? Und, zu welcher Partei wir uns auch in diesem Titanenkriege schlugen; waren unsre Provinzen nicht der Schauplatz desselben? Mußten

wir nicht, entweder für den überwundenen Bundesgenossen bezahlen, oder uns ohne Rettung und Wahl an den Wagen des siegenden fesseln lassen? So erheischte es unwiderruflich die Natur der Dinge. Welchen Weg wir auch einschlugen, wir mußten wahrscheinlich, früh oder spät, umkommen oder abhängig werden. So lange man sich daher einer strengen Neutralität hingab, vermied man wenigstens sein Unglück durch Fehler zu vergrößern; man versuchte, seinem Schicksale zu entgehen; man appellirte noch vor dem erlassenen Urtheilspruch; man behielt einen Schein von Kraft, der der Beurtheilung der mehrsten entging. Der Zufall, dieser traurige Tröster, sobald er der einzige ist, diente uns zum Theil zur Täuschung bei unserer Furcht. Politische Erdbeben hatten uns die Gefahr zugezogen; politische Erdbeben konnten uns aus der Gefahr retten. Und, schließlich, wenn es geometrisch bewiesen ist, daß der Kampf ungleich, daß die Kräfte in einem Abstande von einander sind, wo der Muth nichts vermag, so erwartet man doch wenigstens, um zu fallen,

den Augenblick, der uns, bei der auferlegten Pflicht für unsern Heerd zu kämpfen, der Wahl eines Systems überhebt.

So dachte, so sah der Staatsmann, dem alle Räder der Maschine bekannt waren. In dem Munde des Kriegers, der seine Beweggründe aus der bloßen Tapferkeit schöpft; in dem Munde des unwissenden Staatsbürgers, den das Selbstvertrauen des Kriegers beseelt und täuscht, klang die Rede verschieden. Es gehört Muth dazu, gegen die Kraft anzudringen. Es gehört bisweilen noch mehr dazu, sich seine Schwachheit zu gestehen. Nur wenigen unter uns war das Geheimniß der unsrigen bekannt. Man durfte nicht einmal, in den Berathschlagungen, sich darauf berufen, denn sie verheimlichen, war ja soviel als einen Rest von Kraft übrig behalten. Je weniger es den Ministern erlaubt war, der Nation über ihre Lage Licht zu geben, desto mehr irrte sich die Nation in ihnen. Sie sah sich noch immer auf der Zinne ihrer vorigen Höhe, als schon alle Verhältnisse um sie her verändert waren. Sie ließ es

mit Ungeduld und Unwillen geschehen, daß Europa, ohne ihr Gutheißen, eine neue Gestalt annahm; und nachdem sie im Jahre 1794, mit lauter Stimme den Frieden verlangte, als dieser Friede uns Fesseln bereitete, fingen mehrere aus ihrer Mitte an, sich gegen die Berechnungen der ruhigen Köpfe zu erheben, und sie der Schwäche zu beschuldigen.

Bald nachher wurden die Grundsätze des Königs auf eine schwere Probe gestellt. Der Seekrieg brach von neuem los. Der französische Kaiser wollte sich der deutschen Staaten des Königs von England bemächtigen. Diese Staaten waren so gelegen, daß die Besitznahme derselben uns Demüthigungen und Nachtheil zuziehen mußte. Ich habe es schon oben gesagt: so sehr unsre geographische Lage uns sonst alle Systeme erleichterte, so sehr hatte sie, seit den letzten Umstaltungen, die Zahl der Punkte vermehrt, wo man uns tödtlich verwunden konnte. Was war unter solchen Umständen zu thun? Den Franzosen ihr Recht streitig machen? Behaupten, wie man es später-

hin im Kriegesmanifeste gethan hat, daß Hannover den Streitigkeiten Englands fremd sey? Man konnte es nicht denken, ohne zu erröthen. Es war ja so lange nicht her, daß unsre Truppen dieses Land verlassen hatten; und warum hatten sie es besetzt? Auf Rußlands Anhalten, in einer Sache, die unstreitig England allein anging. Oder sollten wir uns des Rechts der großen Mächte bedienen? sollten wir ein Interesse, welches dem unsrigen so nahe lag, zu dem unsrigen machen, und geradezu erklären, diese Besitznahme sey unserer Politik zuwider? Würden die Franzosen sich nicht desselben Rechtes bedient und erklärt haben: die Besitznahme sey der ihrigen angemessen? So wurde der Krieg unvermeidlich, und wir hätten drei Jahre früher das Schlachtfeld von Auerstädt betreten.

Der König sann auf ein anderes Mittel, so vielen Klippen zu entgehen. Seine Absichten scheiterten aber an dem Stolze des Kabinets von St. James.

Man wird sich erinnern, daß wir einige Jahre früher in die Verbindung der nor-

dischen Höfe gegen England getreten waren, deren Absicht es war, die Schiffahrt der neutralen Mächte wieder in Aufnahme zu bringen, und den billigen Grundsatz: frei Schiff, freie Ladung! zum Gesetz zu erheben. Durch den Tod Pauls I. ward der kaum geschlossene Bund wieder aufgelöset. Die drei Höfe hatten seitdem ganz verschiedenartige Grundsätze aufgestellt. Preussen allein war dem alten treu geblieben, freilich ohne hoffen zu dürfen, ihm den gehörigen Nachdruck zu verschaffen.

Als die französischen Waffen Hannover bedroheten, erbot sich der König gegen England, es selbst zn besetzen und bis zum Frieden in Schutz zu nehmen, unter der einzigen Bedingung, daß der Preussischen Flagge der Vorzug bliebe, den das neue Brittische Seegesetz den Neutralen entrissen hatte. Unter dieser Bedingung hätte Frankreich (wie es sich deutlich erklärt hat) zugegeben, daß unsere Truppen eher als die seinigen in das Kürfürstenthum gerückt wären, Sein Handel, welchem der Seedespotismus von England mit der neutralen Flagge die

letzte Hülfsquelle geraubt hatte, sollte unter dem Schutze der unsrigen wieder aufleben. In Frankreichs Augen war ein solcher Vortheil wohl eine Provinz werth; in den unsrigen war es mehr als eine Eroberung. Dieser glückliche Gedanke schien das Interesse Aller zu vereinigen.

Ich entscheide nicht über Englands bessern Entschluß. Bedenkt man aber, daß es das alte Erbtheil seines Regenten gerettet, seinen Handel mit den Flüssen Deutschlands behalten hätte; daß, von diesem Augenblick an, das allgemeine Blokadesystem des festen Landes (früh oder spät, sein Verderben!) sich herschreibt, und daß die Sperrung der Elbe durch die Franzosen das erste Glied zu der langen Kette von Begebenheiten ist, deren Schlußring Monocratie heißt: so sollte man glauben, daß des Königs Anerbietungen von Seiten des Hofes zu St. James eine glänzendere Aufnahme verdient hätten.

Sie wurden verworfen. Das englische Ministerium opferte lieber die braven Hannoveraner auf, als einen Abschnitt seines

widerrechtlichen Seecodex fahren zu lassen. Die Franzosen besetzten die Provinz ohne Widerstand.

Von jenem Augenblick an, waren die Erörterungen zwischen ihnen und uns ohne Ende. Man hatte es vorausgesehen. Noch aber mischte sich keine Bitterkeit darunter. Napoleon äußerte öffentlich eine hohe Achtung für den König. Wenige Regenten in Europa hatten ihr Herz vor den Leidenschaften verschlossen, die zu unterdrücken dem Menschen so schwer wird, wenn ein großes Uebergewicht an Glück oder Genie bei einem andern die empfindliche Seite seiner Eigenliebe oder seiner Hauptvortheile verwundet. Friedrich Wilhelm III. allein hatte Napoleon richtig beurtheilt, und ließ ihm gern Gerechtigkeit widerfahren. Napoleon wußte es. Napoleon schätzte sein Verhältniß mit Preussens jungen Monarchen, und das leicht vorübergehende Gewölk zwischen beiden war zerstreut, als die Coalition von 1805 ausbrach. Von diesem Zeitpunkt und dessen Folgen habe ich ein Gemälde zu entwerfen versprochen.

Die Verhandlungen, die dem Kriege vorausgingen, wurden zwischen den Höfen von London, Petersburg und Wien mit einer nicht zu durchschauenden Heimlichkeit betrieben. Noch vierundzwanzig Stunden vor dem Ausbruch schien in Paris die vollkommenste Sicherheitsruhe zu herrschen; eine glückliche Vorbedeutung für die Verbündeten und die erste Bedingung zum Erfolge, hätten die neuen Verhältnisse Frankreichs zum übrigen Europa nicht schon einen Grad von Reife erreicht, der jeden Erfolg der Feinde jenes Reichs vereiteln mußte.

Wirklich mußte der Krieg von 1805 entweder das Gleichgewicht in Europa umstoßen, wenn Frankreich siegte, oder, selbst bei den glücklichsten Hypothesen für die Verbündeten, ohne Vortheil und Zweck Ströme Bluts vergießen lassen. Mit einem weisen Plan, mit geschickten Anführern, wäre freilich nicht in zehn Tagen eine prächtige Armee verloren gegangen; aber da man sich Frankreichs Untergang zum Ziel vorgesteckt hatte, da man, um zu diesem Ziele zu gelangen, die Bollwerke des neuen Reichs um-

umstürzen mußte, so konnte das Resultat des Kampfes nur in den Augen der Leidenschaft zweifelhaft seyn. Es bedurfte ja, seit der umgeschaffenen Grenze, von Seiten Frankreichs nur einer gewöhnlichen Weisheit, einer alltäglichen Tapferkeit, um den Rhein und die Alpen zu vertheidigen. Ein Blick auf die Landkarte war hinreichend, einzusehen, daß alle Kunst und aller Muth die Verbündeten zu nichts führen würde, wenn sich nicht etwas zu ihrem Besten ereignete, was man für ein Wunder des Himmels halten müßte, wo alles sie und nichts den Feind begünstigte, wo ihrer Seits das Genie über die Natur siegen, seiner Seits der Verkehrtheit aus nichts Vortheil ziehen würde. Was blieb ihnen aber für Hoffnung, wenn in diesem Frankreich, welches sie belagern wollten, ein Mann wie Napoleon die Vertheidigung der Feste übernahm, des Rückzugs gewiß nach einem mißlungenen Ausfall, und ein unermeßliches Feld vor sich, wenn seine ersten Streiche gelangen? Was mußte vollends ihr Schicksal seyn, wenn sie, der Natur und dem

Genie gegenüber, ohne Kraft sich jene günstiger zu machen, nicht einmal dieses mit gleichen Waffen bestreiten konnten? Ich wiederhole mich, allein man kann es nicht oft genug sagen. Oesterreich konnte viel in diesem Kriege verlieren, aber keinen der Aufopferung seiner letzten Kraftäußerung entsprechenden Vortheil erringen. Dieser leichte, deutliche Schluß macht die Coalition von 1805 zur unpolitischsten von allen. Preussen mehr noch als Oesterreich, ist das Opfer derselben geworden.

Die ersten Schritte der Verbündeten waren rasch und kräftig; destomehr dienten sie dazu, die nachherige Schwäche aufzudecken. Oesterreich sah wohl ein, daß es in seinen Plan gehöre, sich vor allen Dingen Baierns zu versichern, entweder um es auf seine Seite zu bringen, oder es zu entwaffnen, wenn es nicht nachgeben wollte. Man that den ersten Schritt; man wagte nicht den zweiten; und während man sich am Lech aufstellte, um da stehen zu bleiben, entschlüpfte die ganze Baiersche Armee seitwärts dem Maine zu, setzte sich in die rechte

Flanke des Generals Mack, und wurde in Napoleons Händen ein Hülfsmittel in jener erhabenen Operation, die den Krieg in zehn Tagen beendigte.

Die ersten Augenblicke des Feldzuges hatten uns zwei große Lehren gegeben: die eine konnte uns noch nützlich seyn; die andere kam zu spät, um uns ein Unglück zu ersparen.

Die erste Lehre war, daß das als Freund gegen seine Nachbarn allmächtige Rußland, als Freund, in einer Entfernung von hundert Meilen von der Grenze, immer nur zu spät zu ihrer Hülfe erscheinen konnte. Diesmal hatten die Anstrengungen dieser Krone ganz der Größe ihres Zwecks entsprochen; ein tiefes Geheimniß hatte sie begünstigt; gleichwohl waren die tödtlichen Streiche ausgeführt, als Rußlands Macht noch im Anmarsch war. So mußte es auch uns ergeben, wenn wir ja, auf das Bündniß mit diesem Hofe vertrauend, den Angriff des Feindes reizten.

Noch mehr; wir hatten uns geschmeichelt, in einem Kriege zwischen Frankreich

und Rußland Beide zwingen zu können, unsre Neutralität zu achten; denn, dachten wir, schwächer als jedes von beiden einzeln, sind wir doch stark genug, um ein entscheidendes Gewicht in die Waage des einen zu legen. Kaum aber war der Krieg entschieden, als uns schon von beiden Theilen jene Täuschung benommen wurde. Rußland machte den Anfang.

Bei den vorigen Coalitionen war es immer die große Politik der Höfe gewesen, Preussen zu gewinnen. Man hatte es bald durch Ehrgeiz, bald durch Furcht zu bestechen gesucht. Diesmal ließ man es ganz aus dem Plane, denn alle hielten dafür, der König sey in Napoleons Händen. Gleichwohl hatte man Preussen in dieser großen Tripelallianz nicht vergessen. Es war ohngefähr mit Baiern in eine Reihe gestellt worden, und Rußland sollte es eben so durch Ueberraschung erobern, wie Oesterreich jenes. Unmerklich war eine russische Armee bis an unsere Grenze gerückt, und als schon alle Maaßregeln genommen waren, uns Gesetze vorzuschreiben, erhielt der russische

Gesandte in Berlin den Befehl, unserm Hofe zu erklären, daß an einem bestimmten Tage die Truppen seines Souverains in und durch unser Land gehen würden, um gegen die Franzosen zu ziehen.

Es ist unglaublich, wie sich die Verbündeten in ihrer Rechnung so sehr haben irren können. Man wird mir hoffentlich nicht den Vorwurf machen, daß ich mich über die Größe unsrer Macht getäuscht habe; aber so gar ohnmächtig waren wir doch nicht, daß die Verbündeten es hätten wagen dürfen, sie in einem Augenblicke zu reizen, wo sie keinen Theil der ihrigen gegen uns erübrigen konnten. Ich habe mir immer eingebildet, daß die erste Sprache, die sie geführt haben, die Folge einer irrigen Voraussetzung war. Man war allenthalben so sehr gegen Frankreich eingenommen, daß man es für ganz ausgemacht hielt, Friedrich Wilhelm theile im Grunde des Herzens das allgemeine Vorurtheil. Man dachte vielleicht, die Furcht vor einem ungewissen Erfolge, eine strenge Moralität, ein unschlüssiger Charakter widersetze

sich dem geheimen Wunsche seiner Seele, und daß, wenn man ihm blos die Wahl ließe, sich für oder wider die Verbündeten zu erklären, er ohnfehlbar sich auf ihre Seite schlagen, und sich selbst zu diesem Zwange Glück wünschen würde. Nie hat sich die Politik ärger verrechnet. Friedrich Wilhelm wollte aufrichtig den Frieden, weil er ihn für das Interesse seines Volks zuträglich hielt, und Friedrich Wilhelm war nie unschlüssig, wenn die Pflichtmäßigkeit einer Sache ihm einleuchtete. In diesem Falle kam es nicht darauf an, zwischen mehr oder minder scheinbaren Meinungen die richtige, zwischen mehr oder weniger gewagten politischen Ahndungen die wahrscheinlichste zu wählen. Die Sache lag an dem Tage; die Unabhängigkeit des Staats wurde bedroht; sein Interesse war nicht zweifelhaft. Von diesem Augenblicke an hörte alles auf, Eifersucht, Freundschaft. Die ganze Preussische Armee zog sich nach der Weichsel, und die Russen konnten nicht vorrücken, ohne sie zu werfen.

Die Bewegung war zu gewaltsam für

den Zweck, den sie erreichen sollte. Wir entblößten vielleicht die entgegenstehende Grenze zu sehr. Ich bin überzeugt, daß Erklärungen, die den Willen des Königs auf eine einleuchtende Art dargethan haben würden, hinlänglich gewesen wären, um demselben Gewicht zu geben und Achtung zu verschaffen. Denn Rußland konnte sich nicht zugleich mit uns schlagen und sein Ziel gegen Frankreich verfolgen. Aber wir hofften von diesem ersten Beispiel der Kraftäußerung viel für die Zukunft; und der Himmel, der unsern Unfall beschlossen hatte, ließ uns alle Schritte thun, die ihn unfehlbar machen mußten. Sobald Rußland die Gewißheit hatte, daß unsre Zubereitungen ernsthaft waren, nahm es seine Erklärungen zurück, gab ihnen eine mit freundschaftlichen Verhältnissen vereinbare Wendung, und that von nun an das äußerste, um von unserer Ueberzeugung zu erhalten, was es von unsrer Schwäche vergebens erwartet hatte.

Von dieser Seite war also die Frage zwischen Rußland und Preussen entschieden.

Auf einer andern Seite erschien sie unter einer andern Gestalt, und da schien der Knoten unauflösbar. Eine Russische Armee sollte von der Seeseite in Schwedisch-Pommern landen, um von da nach Hannover zu gehen, und es den Franzosen zu entreissen. Dieses Unternehmen zog uns noch gewisser in den Krieg hinein, als die erste Drohung der Russen. Denn als sich bei der Besetzung Hannovers durch die Franzosen, Erörterungen zwischen Frankreich und uns entspannen, als wir dort eine Truppenverminderung als den Beweis friedlicher Gesinnungen verlangt und zur Antwort erhalten hatten, Frankreich könne dieses nicht thun, ohne sich einem fremden Anfalle blos zu stellen, wenn es eine zu schwache Macht zurückließe, machte ein, damals heilsamer, Vertrag der Frage ein Ende. Der König erhielt was ihm zu erhalten wichtig war, aber unter der Bedingung, daß er bis zum allgemeinen Frieden keiner Macht gestatten würde, von seiner Grenze her die französischen Truppen in den Hannöverschen Landen zu beunruhigen. Damals war das feste

Land von Europa im tiefen Frieden; nichts gab Anlaß zu befürchten, daß uns je diese Verbindlichkeit mit Rußland zusammenbringen könnte; ja, es schien sogar dem Interesse Preussens angemessen, auf keinen Fall zu erlauben, daß mitten unter seinen zerstückelten Provinzen und zehn Meilen von seiner Hauptstadt, jener Strich Landes zum Schauplatz des Krieges gemacht würde. Die Convention hatte folglich Preussens unmittelbare Sicherheit zum Resultat. Preussen hatte die Früchte derselben genossen; es sollte nun die Last tragen.

Vergebens gab das Preussische Kabinet, auf wiederholtes Anliegen des Französischen, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen, dem Petersburger diese Verpflichtung zu erkennen. Alle Vorstellungen, Rußland von einer Expedition abzubringen, die von Preussen nicht zugestanden werden konnte, scheiterten. Schon war die Landung bei Stralsund geschehen. Unsre Drohungen wären vergeblich gewesen; denn hier würde Rußland gewiß nicht, wie auf der Südpreussischen Grenze, nachgegeben haben. Und, gestehen wir's! was konnten wir

diesem Marsche für Gründe entgegenstellen? Rußland suchte seinen Feind auf, ohne unser Land zu berühren; wir hatten in Rußlands Augen kein Recht gehabt, Verbindlichkeiten einzugehen, die dieser Krone allein nachtheilig waren; und man zeigt sich ganz anders standhaft, wenn man in einer Sache, die man für gerecht halten kann, seinen Gegner in den Fall setzt, zuerst zu gewaltsamen Mitteln zu greifen, als wenn man selbst zuerst zu solchen Mitteln schreiten muß, um eine Gewaltthätigkeit zu behaupten. Vierzehn Tage später war Preussen verunehrt, oder befand sich im Kriege mit Rußland; das heißt, es befand sich im Kriegeszustand, denn die Verbindlichkeit gegen Frankreich war zu deutlich, die dem Petersburger Hofe gemachte Erklärung zu bestimmt, die Pflicht des Königs zu unzweideutig, und folglich sein Entschluß, troz alles seines Widerwillens, fest und unabänderlich.

In dem Augenblick, wo man sich dessen am wenigsten vermuthen war, wurde der Knoten zerhauen. Ein Ereigniß, in welchem man einen zweiten Eingriff in unsre Unab-

hängigkeit zu sehen glaubte, schleuderte die Preussische Politik aus einem Extrem in das andere.

Napoleon hatte alle französische Truppen, die sich im Kurfürstenthum Hannover befanden, nach dem mittäglichen Deutschland marschiren lassen. Er ließ nur eine schwache Besatzung in Hameln und kleine Abtheilungen im Lande zurück. Der Marschall Bernadotte vereinigte sein Corps mit der Baierischen Armee. In schnellen Märschen eilten sie der Donau zu, wo sich der General Mack in wenig Tagen von allen Seiten umzingelt sah. Man kennt das unerhörte Schicksal seiner schönen Armee.

Aber die dem Marschall Bernadotte vorgeschriebene Marschroute hatte ihn durch unsre fränkische Provinzen geführt. Bei seinem ersten Einrücken protestirte die mit Recht über diesen Schritt empörte Landesbehörde gegen die Verletzung eines neutralen Gebiets. Ihr Widerspruch ward nicht beachtet. Folglich sah in weniger als drei Wochen der König an den beiden Enden seiner Monarchie sein System umgestoßen. Das

letztemal blieb ihm nicht, wie das erste, die Zeit, durch eine kriegerische Stellung den Streich zu verhindern.

Man frägt sich, was der französische Kaiser für Gründe haben konnte, in einem Augenblicke, wo er so viel Feinde auf dem Halse hatte, einen neuen auf eine so beleidigende Weise zu reizen.

Man antwortet erstens, daß er nichts wagte. Der Durchmarsch seiner Truppen durch unsre Provinzen gehörte in den kunstvollen Plan, der auf den ersten Streich Oesterreich niederstürzen sollte. Gelang dieser Streich, so sah sich der Kaiser auch vor den Thoren von Wien. Er wußte, daß unsre Armee längs der Weichsel stand; nichts konnte ihn folglich verhindern, seinem Hauptfeinde Gesetze vorzuschreiben, ehe Preussen auf dem Kriegsschauplatze erschien, und sonach hatte er nichts mehr zu fürchten.

Man antwortete ferner, daß Napoleon einigen Grund hatte zu vermuthen, daß schon damals sein Interesse auch das unsrige sey. Er sah unsre zweideutige Stel-

lung gegen Rußland.] Unsre Verbindlichkeiten, unsre Erklärungen waren ihm bekannt. Er zweifelte nicht an einem Bruche. Er that also, was, einen Augenblick später, in unsern Augen keine Beleidigung gewesen seyn würde.

Endlich giebt man noch zur Antwort, daß ein Rückblick auf die vorigen Kriege ihm zur Entschuldigung dienen konnte. Damals nämlich, war der Durchzug durch eben diese, von der Hauptmonarchie getrennte und von allen Vertheidigungsmitteln entblößte Provinzen, den kriegführenden Mächten erlaubt gewesen.

Dessen allen ohngeachtet bleibt es nicht weniger wahr, daß sich der König eben so empfindlich von Frankreich beleidigt sah, als ihn Rußland beleidigt hatte. Von allen Seiten spotteten die Ereignisse seiner Weisheit und durchkreuzten seine Berechnungen. Vergebens krümmte sich diese unglückliche Monarchie, die allenthalben einen zerstückelten Strich Landes besaß, allenthalben, wo Krieg aufging, verwundbar war, zu stark war um Beleidigungen zu erdulden, zu

schwach um sie zu rächen, vergebens krümmte sie sich unter dem 1792 begangenen Fehler, und unaufhaltsam eilte sie ihrem Untergange entgegen.

Des Königs Kummer läßt sich nicht beschreiben. Er fühlte ihn desto tiefer, je inniger er überzeugt war, daß, wäre man seinen Einsichten gefolgt, die Sache keine Folgen gehabt hätte. Hier ist zum Beispiel ein Beleg zu dem, was weiter oben von dem richtigen Gefühl, von dem untrüglichen Sinn, womit die Natur ihn begabt hatte, gesagt worden ist. Kaum hatte nämlich der König die Gewißheit des zwischen Frankreich und Oesterreich wieder ausbrechenden Krieges erhalten, als er über alles nachdachte, woran seine beabsichtete Neutralität scheitern könnte, und das seinen fränkischen Provinzen bevorstehende Schicksal voraussah. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß diese, beiden Armeen in dem Wege liegende Provinzen unmöglich unberührt bleiben würden, daß der Ueberwundene alle Richtungen zur Flucht nehmen, daß der Sieger ihn nach allen Richtungen ver-

folgen würde, und daß er selbst auf die Neutralität der Markgrafthümer nicht würde bestehen können, ohne der Neutralität der ganzen Monarchie zu entsagen. Er hielt es für weiser, nicht zu wollen, was man vergeblich wollen würde, und in diesem Punkte seinem Vater zu folgen, der seit 1796, während ein Armeecorps den kriegführenden Mächten für die Neutralität der Hauptmasse der Staaten Achtung gebot, Allen den Durchgang durch die Markgrafthümer, unter der einzigen Bedingung verstattet hatte, daß sie keine feste Stellung in denselben nehmen durften, und alles baar bezahlen mußten. Der König befahl seinem Kabinet, zu erklären, daß er in diesem Kriege eben diese Grundsätze zu befolgen entschlossen sey. Somit würde der Durchmarsch der Franzosen nichts Beleidigendes für uns gehabt haben. Wir entgingen dem Traktate vom 3ten November, der Schande ihn nicht erfüllen zu können, dem zu späten Bündnisse mit dem französischen Kaiser, und allen Fallstricken, in welche uns dieses Bündniß verwickelt hat. Anstatt die Befehle des Königs

zu befolgen, stellte ihm sein Kabinet vor, eine solche Erklärung, ohne daß sie durch irgend etwas vorbereitet worden, hieße den Beleidigungen auf halbem Wege entgegen kommen, und das Bekenntniß seiner Schwachheit ablegen. Es lag viel Scheinbares in diesem Einwurfe; allein wäre es nicht besser gewesen, über einen Punkt seine Schwäche zu gestehen, als sich Zufälligkeiten auszusetzen, die sie ohne Rettung in ihrer ganzen Blöße aufstellen mußten? Der König beharrte lange auf seinen Sinn, gab endlich nach, und nun erfolgte, was er vorausgesehen. Der Graf Haugwitz war damals abwesend; er befand sich zu Wien.

Die Sache war geschehen; was war zu thun? Sollte man den Durchmarsch der Franzosen geradezu als einen vorsätzlichen Angriff betrachten, und sich zu den Verbündeten schlagen? Sollte man die Augen zur Beleidigung schließen, und seinem bisherigen Gange treu bleiben? Sollte man einen Mittelweg suchen, der die Ehre rettete, ohne uns in einen Krieg zu verwickeln?

Von diesen drei Maaßregeln war un-

streitig die erste die aller unpolitischste. Wir haben oben gesehen, was sich Preussen von einem Bruche mit Frankreich zu versprechen hatte. Der Hoffnungstraum der Feinde Napoleons hatte nur einen Augenblick gedauert. Schon hatte man die Nachricht der ersten französischen Siege erhalten und Macks Unglück erfahren. Unsere Truppen wären vom äussersten Ende der Monarchie herbeigeeilt, um nach der Entscheidung einzutreffen. Dieser Umstand machte uns Schwache noch schwächer. Es war auch nicht eine Wahrscheinlichkeit für uns.

Sich ganz leidend verhalten, schien ebenfalls nicht den Umständen angemessen. Konnte man gleich nicht behaupten, daß Frankreich, wenn es sich irrig schmeichelte, daß wir den Durchgang seiner Armee nicht übel deuten würdeu, schon deswegen allein verdiente, Krieg mit uns zu haben, so blieb es doch nicht weniger wahr, daß es die Achtung gegen uns aus den Augen gesetzt und keine weitere Aufopferungen von uns zu erwarten hatte. Gleichwohl hätte uns die Fortsetzung unsers alten Systems zu sehr

großen gezwungen, weil unsere Verbindlichkeiten wegen Hannover uns ohnfehlbar einen Bruch mit Rußland zugezogen haben würden.

Es blieb noch ein Mittelweg, der uns, wenigstens auf einige Augenblicke, in unsern in die Länge so gefährlichen, aber in unsern damaligen Verwickelungen so erwünschten Alleinstand zurücksetzte, wo wir uns von aller positiven Verbindlichkeit losmachen, und von uns selbst und unserm eigenen Interesse ausgehen konnten. Zu diesem Auswege entschloß man sich. Man erklärte dem französischen Minister zu Berlin, daß man die Verletzung unsers Gebiets für einen Entschluß seines Hofes ansehe, den zwischen demselben und uns bestehenden Verbindlichkeiten entsagen zu wollen; daß, dem zu Folge, uns nichts verhindere, den Marsch der Russen nach Hannover zu gestatten, und daß fortan unsere Armeen eine Stellung annehmen würden, die unserer Grenze mehr Achtung verschaffe. Diese Erklärung wurde dem Petersburger Hofe mitgetheilt.

Wäre man doch dabei stehen geblieben!

Die Maaßregel war streng, aber gerecht, und zog uns die Achtung der Weisheit zu. Freilich wären die Folgen des Presburger Friedens für uns dieselben gewesen. Wir wären, sey es auf dem Wege einer weisen, sey es auf dem Wege einer fehlerhaften Politik, von einer höhern Kraft aus allen Kreisen unsrer Berechnungen in das Verhängniß der Abhängigkeit gezogen worden. Aber unser politischer Tod wäre minder gewaltsam gewesen. Der edelmüthigste von allen Regenten wäre nicht so unwürdig angefeindet worden; wir hätten den Haß nicht angefacht, der uns den Becher der Demüthigungen bis auf die Hefen auszuleeren gezwungen hat.

Der Zeitpunkt war zu günstig, als daß sich Frankreichs Feinde nur mit einem halben Triumphe begnügt hätten. Die Minister der verbündeten Höfe verdoppelten ihre Einladungen, um Preussen für ihr Interesse zu gewinnen. Sie beriefen sich nicht mehr auf die Weisheit des Königs; sie beriefen sich auf seine Gerechtigkeit. Wie! sagten sie, er hat zu den Waffen gegriffen, weil er

eine Drohung Rußlands unrecht verstanden; und jetzt, da eine gewaltsame Handlung begangen und unwiderruflich begangen ist, begnügt er sich, statt aller Ahndung, mit dem Rücktritt in eine strengere Neutralität? Was liegt in diesem Gange für Consequenz? Wo bleibt die Unpartheiligkeit, deren sich Preussen so lange gerühmt hat? Mit diesen Einwürfen verband sich das Geschrei einer mächtigen Partei im Innern, die über das, was sie die Schwäche der Minister nannte, schon laut murrete. Gutgesinnte aus allen Klassen, die aber weder Napoleons Mittel noch die unsrigen kannten, verkündigten zwar seine Allgewalt und unsern wahrscheinlichen Fall, und hatten Recht; aber zugleich forderten sie Krieg, Krieg auf Leben und Tod, als das letzte mögliche Rettungsmittel, und daran hatten sie Unrecht. Für diese blinde Patrioten war die Vergangenheit noch gegenwärtig, und der siebenjährige Krieg ein sicheres Unterpfand für alle kommende Kriege. Sie bedachten nicht, daß alle Wunder, worauf sich unser alte Ruhm gründete, fortan nicht mehr für son-

dern wider uns waren; daß Friedrich II. selbst, mit allem seinen Genie, hätte unterliegen müssen, wären ihm nicht Umstände zu statten gekommen, die jetzt nicht mehr walteten. „Suchen wir die Gründe auf (spricht dieser große Mann in seiner Geschichte) suchen wir die Gründe auf, warum wir siegten, so finden wir, daß Preussen seine Erhaltung folgenden Umständen zu verdanken hat. 1) Dem Mangel an Einverständniß und Uebereinstimmung zwischen den Verbündeten; der Verschiedenheit des Interesse beim Entwurf des Operationsplans; der fehlenden Eintracht bei den Russischen und Oesterreichischen Feldherren, und der daraus entstehenden Bedenklichkeit im Handeln, wenn alles darauf ankam, den Preussischen Staat, wie es hätte geschehen können, mit einem Streiche zu Grunde zu richten; 2) der zu gekünstelten Politik des Wiener Hofes und ihrem Grundsatze, den Verbündeten das Schwierige und Gefährliche der Unternehmungen zu überlassen, um gegen das Ende des Krieges seine Heere im bessern Stande zu erhalten, als die der übri-

gen Mächte; welches denn zur Folge gehabt, daß die Oesterreichischen Feldherren, mehr als einmal, Preussen den Gnadenstreich hätten versetzen können, und es aus übergroßer Bedächtigkeit nicht gethan haben; endlich 3) dem Tode der Russischen Kaiserin rc." Von allem dem, was uns damals zu statten kam, war nichts mehr für, alles wider uns. Anstatt uneiniger Verbündeten, ein Feind, mächtiger als sie zusammen; anstatt mehrerer Interesse, ein einziges; statt zaghafter Generale, Napoleon und seine Zöglinge; so stand es mit Preussen im Jahr 1805. Und hätten sich auch alle Umstände eben so sehr zu unserm Vortheil erklärt, als sie sich gegen uns zu verschwören schienen, so war es doch immer für die Manen unsers Friedrichs ein unwürdiger Zoll, wenn wir es für so leicht hielten, ihm nachzuahmen, und auf die Wunder seiner Regierung als auf etwas gewöhnliches rechneten.

Die Armee schien ihrer Sache so gewiß, daß sie den Krieg mit Sehnsucht verlangte. Die ersten Männer im Staate brachten die-

sen Wunsch mit dem ihrigen vor den Thron. Ein Theil der Nation ließ sich von der Stimmung fortreissen. Vom Gedanken ihrer Richtigkeit ermüdet, von einem Uebergewicht dem nichts die Wage hielt, in Furcht gesetzt, hielt sie dafür, es bedürfe blos des Willens, das Gleichgewicht wieder herzustellen. Die politischen Schwärmer zogen unglaublichen Vortheil aus der Verletzung des Anspachischen Gebiets, um das Volk in Flammen zu setzen. Der König hing sehr an der öffentlichen Meinung, wenn sie allgemein war, und die Meinung der Feuerköpfe gilt leicht und schnell für die der ganzen Nation. So schwebte dieser Fürst zwischen seinem eignen Gefühl, das ihm sein Schicksal vorhersagte, und der Strenge seiner Grundsätze. Seiner Grundsätze, sage ich; denn je mehr er bis dahin den Krieg verworfen hatte, weil in seinen Augen nur der unmittelbare Angriff den Krieg rechtfertigen kann, destomehr fühlte er auch, daß, wenn man dem Geschehenen die strengste Auslegung gab, wenn hier die Stimme der Klugheit, die zum Aufschub der Anwendung

seines Grundsatzes rieth, nicht gelten sollte, er zu kräftigen Maaßregeln schreiten müßte, und daß, wenn es gelänge, ihn mit sich selbst in Widerspruch zu setzen, diejenigen, die ihn der Schwachheit beschuldigen durften, vor den Augen der Menge gewonnenes Spiel gehabt haben würden.

Freilich war der entscheidende Augenblick erschienen, wo Preussen entweder von seiner Höhe herabsteigen, oder sich mit Glanz darauf erhalten mußte. Entweder nahm es unter den ersten Mächten eine Stelle ein, und alsdann ließ es eben so wenig ungefragt oder ungeahndet durch sein Land gehen, als man heutiges Tages französisches oder mit Frankreich verbündetes Gebiet berühren dürfte; oder es befand sich schon in einer Klasse, wo es sich schwere Opfer und ein demüthiges Stillschweigen gefallen lassen, und in diesem Falle, auf die weitere Täuschung Europens über seine Nichtigkeit Verzicht thun mußte. Dem Könige war es nicht unbewußt, welches von beiden Schicksalen auf ihn warte; und gewiß hatte er es nicht durch begangene Fehler verdient.

Viel-

Vielleicht wäre er groß genug gewesen, um von selbst die Stelle zu wechseln, und dem Glücke seines Volkes die Regungen eines gerechten Unwillens aufzuopfern, (denn in dieser schönen Seele wohnte Stolz, und um sich selbst zu überwinden, bedurfte sie der ganzen Vorgewalt der Pflicht); aber der unselige Irrthum einiger Stände theilte sich allmählich den Vernünftigsten mit, und bald, im Rausche unseres langen Glücks und unserer glänzenden Erinnerungen, verlangten wir alle *) wo nicht den Krieg, doch wenigstens den Ruhm, die Vorrechte die er giebt, und die Sprache zu welcher er berechtiget. Ein verborgenes Glück, welches wir noch einige Zeit erhaschen konnten, war Schande für uns. Wozu zweimalhundert-

---

*) Ich irre mich. In der denkenden Klasse gab es viel Männer, die, ohne in dem Irrsale, worin der König verwickelt war, einen Ausweg zu finden, den Zustand der Dinge gleichwohl richtig genug beurtheilten, um bei dem Gedanken, daß man den Knoten aufreissen müßte, zurück zu beben. Aber sie schwiegen, entweder aus Bescheidenheit, oder aus Furcht.

tausend Mann auf den Beinen, wenn man sich Gesetze wollte vorschreiben lassen? Wozu gegen Rußland den Starken spielen, wenn man von einer andern Seite Beleidigungen hinnehmen wollte?

Warum? Unser gute König wußte es wohl. Aber — schrecklich ist es auszusprechen! — er konnte uns um keinen Preis mehr retten, als wenn er selbst die öffentliche Achtung verlor. Die Sache betraf von nun an seine persönliche Ehre. Seine Ehre! für Ihn, der keine andere Freude gekannt hatte, als das Glück seiner Unterthanen, keine andere Belohnung als ihre Liebe! Seine Ehre, für Ihn, dessen Vernunft nur noch mit Mühe strengen Vernunftschlüssen widerstand! Die Wahrheiten, die ihn dem Abgrunde näher brachten, waren von der Art, daß sie ihre Bekenner zu ehren schienen. Diejenigen, die ihn vielleicht noch zurückhielten, von der Art, daß, weil man sie nicht ohne Gefahr aussprechen kann, weil sie gar zu leicht mißverstanden werden können, sie nie mit der gehörigen Kraftäußerung vorgetragen werden können.

Der Kaiser Alexander, über den Eindruck

beunruhigt, den die erste Erklärung seines Ministers in Berlin gemacht haben konnte, und, seit dem was neuerlich vorgegangen, weit sicherer, Preussen für sich zu gewinnen, eilte aus dem Hauptquartier nach unsrer Hauptstadt. Eine seltene Freundschaft, ganz verschieden von derjenigen, die man sonst auf Thronen antrift; eine persönliche Freundschaft, derjenigen gleich, die in Ständen, wo der Mensch des Menschen bedarf, den Reiz des Lebens ausmacht, verband seit drei Jahren beide Monarchen. Beide jung, edel, bieder, waren beide die Lust ihrer Völker, beide gleich werth sich zu lieben und geliebt zu seyn. Ein politischer Mißgriff hatte sie einen Augenblick auseinander gerissen; aber schnell hatten sie sich ihre Monarchenpflicht verziehen. Ein zweiter Fall hatte ihr politisches Interesse näher gerückt, und Alexander eilte in die Arme seines Freundes. In seinem Munde gewannen die Schlüsse, die schon in der Vernunft des Königs Eingang gefunden, einen Zuwachs von Kraft. Stündliche Berichte voll unangenehmen Inhalts legten ihnen neues Gewicht bei. Schon

offenbarten sich die Folgen der ersten gewaltsamen Handlung gegen uns. Die geschlagenen Oesterreicher flohen durch unsre Fränkischen Provinzen, und wurden vom Ueberwinder verfolgt. Endlich siegten beständig wiederholte Ansichten beim Könige. Der dritte November brach an, dieser in unsrer Geschichte auf ewig merkwürdige Tag, wo, mit dem Potsdamer Traktat, zugleich unser Todesurtheil unterschrieben wurde. Der König nahm Theil an dem Kriege.

So sehen wir ihn denn, diesen weisen Fürsten, der nur immer den Frieden gewollt, der ihn aus Charakter, aus Grundsätzen, aus Ueberlegung gewollt, der acht Jahre der Anpreiser desselben, der einigemal das Werkzeug dazu gewesen, so sehen wir ihn denn in einer Lage, wo ihm nicht einmal die Wahl des Unglücks übrig bleibt, und wo er sich wider Willen den Riesenplanen des großen Bündnisses anschmiegen muß! Doch nein, als er diesen Planen beitrat, hatte er ihnen zugleich einen Anstrich seines Charakters mitgetheilt. Er bestand darauf, ehe er unterschrieb, daß die Absicht

des Krieges deutlich angegeben würde. Er erhielt von der Weisheit und Freundschaft des Kaisers Alexander, daß diese Absicht nicht von der Art sey, das allgemeine Unglück zu verewigen. Man kam überein, daß weder bestehende Traktaten umgestoßen, noch von Frankreich Opfer verlangt werden sollten, die es, ohne selbst die Ehre aufzuopfern, nicht hätte bringen können. Der Krieg wurde blos wegen noch in Streit begriffener Punkte unternommen. Auf diese Weise konnte man hoffen, wenn ja der Erfolg zweifelhaft bliebe, sich früher oder später verständigen zu können. Ein allgemeiner Friede, heilsamer als alle vorhergehenden, weil er alle Staatsvortheile zugleich begriffen, und sie unter die Gewährleistung aller Mächte gebracht haben würde, wäre dann das Resultat dieser letzten Kraftanstrengung gewesen. Von diesem Augenblick an würde Europa eine feste Grundlage erhalten haben. Die Verbindlichkeiten der Höfe gegen einander würden das Schwankende verloren haben, woraus bisher ihre Schwäche geflossen war, wodurch sie verhindert worden, gemeinschaft-

lich zu handeln, und wobei sie einzeln auf- gerieben wurden. Erreichte man diesen glücklichen Augenblick, so war es für Preussen besonders die Morgenröthe einer neuen Existenz; ein festes Bündniß mit den beiden Kaiserhöfen wurde für diesen Staat das letzte Unterpfand seiner Sicherheit, wenigstens so lange beide Höfe ein gemeinschaftliches Interesse gehabt hätten. So konnte sich der König, als er zu den Waffen griff, wenigstens damit beruhigen, daß er keiner leeren Rache nachging; daß er blos von seinen gerechten Klagen Gelegenheit nahm, der Quelle derselben abzuhelfen, und ein Ziel sich vorsteckte, welches, wenn der Plan gelang, zugleich seiner Mäßigung und seiner Stärke Ehre gemacht hätte.

Doch dieses waren nur traurige Täuschungen, und Er vielleicht der Einzige, den sie im Grunde des Herzens nicht täuschten! Die Bedingung dieses Plans, (man vergesse es nicht!) war — unentschiedenes Kriegsglück.

Der König that noch mehr. Er wollte

den französischen Kaiser vor allen Dingen von der wahren Absicht dieser Vereingung unterrichtet wissen, damit er selbst, der Kaiser, sie nicht als eine Folge älterer Forderungen ansehen, und dem neuen Kampfe eine gehässigere Gestalt geben möchte. Man kam überein, daß ein preussischer Minister ins Hauptquartier des Kaisers geschickt werden sollte, um ihm die Vermittelung des Königs, wenn er die zwischen den drei Höfen verabredete Grundlage des Friedens anerkennen wollte (denn Oesterreich war beigetreten), und auf diesem Fall die Erneuerung der vorigen Freundschaft anzubieten. Preussen mache sich nur, wenn eine abschlägige Antwort erfolgte, zum Kriege verbindlich.

Auf diesem Wege brachte der König Grundsätzen, denen er so äußerst ungern entsagte den letzten Zoll. Gleichwohl verloren wir nicht in langsamen Förmlichkeiten eine kostbare Zeit, die wir auf kräftige Operationen hätten verwenden können. Unsere Armeen rückten in verdoppelten Märschen herbei, aber sie kamen von der russischen

Grenze zurück, und befugte Richter hatten entschieden, daß sie nur den 15ten December würden ins Feld rücken können.

Der Graf von Haugwitz, dem man die Verhandlung aufgetragen hatte, begab sich nach Wien, wo Napoleon als Sieger eingezogen war.

Ich komme auf einen Zeitpunkt, den man Preussen vor allen andern zum Vorwurf gemacht, und wo Preussen diesen Vorwurf verdient hat. Denn, obschon der Leser längst den Hauptfingerzeig dieses Werks entdeckt haben muß, obschon er, wenn er dem Verfasser aufmerksam gefolgt ist, das Buch des Schicksals sich langsam aufrollen, das Unglück Preussens sich ohne Rettung herbeiwälzen, und unsern König gesehen hat, wie eine Folge unerwarteter Begebenheiten ihm seinen Weg zwischen Abgründen vorgezeichnet hat; so wird er doch den Verfasser nicht blind finden, sobald von Fehlern die Rede seyn kann. Doch, frohlockt nicht, Preussische Ultrapatrioten! Frohlockt nicht! Unsre wahren Fehler sind weit von jenen entfernt, die Ihr uns zur Last legt?

Haugwitz hielt sich einige Tage in Wien auf, ehe er den französischen Kaiser sprechen konnte, der sich zur Schlacht mit den Russen vorbereitete. Als er zur Audienz gelassen wurde, standen die Sachen schlecht.

Die Schlacht von Austerlitz hatte sie vollends verschlimmert. Oesterreich, welches erst vor drei Wochen sich verpflichtet hatte, die Waffen nicht anders als gemeinschaftlich mit uns niederzulegen, hatte in seiner verzweifelten Lage einen Waffenstillstand geschlossen, auf welchen in wenig Tagen der Friede erfolgen sollte.

Die große russische Armee, auf die man vorzüglich gerechnet hatte, kehrte nach Hause zurück. Alexander erklärte, er habe blos für seinen Bundesgenossen die Waffen ergriffen; wäre dieser zufrieden, so sey er es auch. So standen wir schon allein, noch ehe wir in die Streitbahn eingegangen waren, zwar aller Verbindlichkeiten frei, aber allen Gefahren ausgesetzt.

Unter diesen Umständen würde ein andrer Unterhändler als Haugwitz seine Pflicht in seiner Vorschrift gefunden haben. Er wür-

de nicht ermangelt haben, die zwischen den drei Höfen verabredeten Vorschläge vorzulegen. Diese Vorschläge waren gemäßigt, so lange halb Europa aufstand, um ihnen Nachdruck zu geben; aber sie waren ungereimt geworden, seitdem Preussens Minister im Namen seines Souverains allein sprach. Graf Haugwitz dachte so: Von allen Befehlen, die er bei der Abreise erhalten, ist keiner mehr auf die Lage der Dinge anwendbar. Alle bezogen sich auf den Traktat vom 3ten November, und dieser Traktat bestand nicht mehr.

Er ließ kahle Erörterungen über Italien fahren, hielt die Fortdauer des Krieges für einen zwecklosen Unsinn, und sah fortan in seiner Sendung nur eine günstige Gelegenheit, unsre Verhältnisse mit Frankreich endlich ins Reine zu bringen.

Napoleon schien an dem besonnenen Haugwitz Gefallen zu finden. Er beehrte ihn mit seinem besondern Vertrauen. Der berühmte Wiener Vergleich war das Resultat ihrer Zusammenkünfte, und um diesen Preis ließ sich der Sieger von Austerlitz

herab, zu vergessen, daß es nicht an uns gelegen, wenn er, statt Gesetze vorzuschreiben, sie nicht selbst erhalten hatte.

Folgendes sind die Bedingungen des Vergleichs.

„Bündniß zwischen beiden Staaten."

„Preussen tritt an Baiern das Fürstenthum Anspach, und an Frankreich Cleve und Neufchatel ab, um damit nach Belieben walten zu können."

„Dagegen tritt Baiern an Preussen einen Bezirk von 20,000 Seelen ab, um das Markgrafthum Baireuth zu ründen, und Frankreich tritt dem Könige Hannover nebst allen deutschen Staaten des Königs von England ab."

„Preussen garantirt seinem Bundesgenossen die Resultate des Presburger Friedens, und Frankreich dagegen dem seinigen alle seine Besitzungen, sowohl die alten als die neuen."

„Beide Mächte nehmen die Gesammtheit der Ottomannischen Pforte unter ihre gemeinschaftliche Garantie."

Haugwitz eilte mit diesem Traktat zu-

rück, weil er ihn eigenhändig überreichen wollte. Ehe ich zur Untersuchung dieser wichtigen Urkunde schreite, bemerke ich, daß wenn die Rechtfertigung des Ministers nicht schon in dem Inhalte derselben lag, sie sich gleichwohl in dem kleinen Nebenumstande befand, daß er keine Vollmachten zum Unterzeichnen hatte, daß folglich der König, sobald er wollte, dem Vergleiche seine Bestätigung versagen konnte. Ohne des Königs Genehmigung war das Werk des Grafen Haugwitz so viel als ungeschehen. Billigte es der König, so hatte Haugwitz weise gehandelt. Fand der König die neue Einrichtung unzuläßig, so wurde Haugwitz geopfert, und alles fiel auf ihn allein zurück. Oder vielmehr, selbst in diesem Falle, war sein Werk ersprießlich gewesen. Denn Napoleons Thätigkeit wurde dadurch drei Wochen aufgehalten, und wir konnten, wenn wir dennoch Krieg haben wollten, in unsrer unvorbereiteten Lage diese drei Wochen treflich benutzen.

Der neue Traktat erregte in Berlin die größte Bewegung. Anfangs hatte er alles

gegen sich. Der natürliche Widerwillen, den man immer fühlt, von einem Aeußersten zum andern überzugehen; die unwillkürliche Richtung, die seit zwei Monaten, wo es sich gewöhnt hatte, in den Franzosen Feinde zu sehen, das Publikum genommen hatte; die noch einmal betrogene Erwartung der Armee; die Ungunst, die des Ministers unerschütterliche Kälte mitten unter dem Geräusche der Leidenschaften ihm zugezogen hatte; alles trug dazu bei, dem Traktate Mißfallen zuzuziehen. Der König allein blieb ernsthaft, nachdenkend, aber ruhig; nicht aus Mangel an Theilnahme und Gefühl; der unglückliche Fürst wußte nicht mehr, was Glück war, seitdem seine Pflichten in ihm zweifelhaft wurden; aber weil für ihn der Umsturz seiner ersten Hoffnungen weniger unerwartet gewesen war, als für andere. Diesmal wollte er weder Haugwitz, den Verfasser oder wenigstens das Werkzeug des Traktats, noch seinen gewöhnlichen Rathgebern sein Ohr leihen; er umgab sich mit Männern von Rang, Einsichten, Erfahrung, die, im Besitze des Zutrauens der Na-

tion, ihm einen Faden in die Hand zu geben versprechen konnten, der ihn aus diesem Labyrinthe führen möchte. In diesem geheimen Rathe fielen lebhafte Auftritte vor: endlich vereinigte sich alles zu einem Entschlusse.

Wir hatten die Wahl unter drei Auswegen. Wir konnten entweder unsere friedlichen Maaßregeln gegen Frankreich fortsetzen; wir konnten, indem wir alle Verbindnng als Freund oder Feind mit demselben abbrachen, es sich noch einmal in Besitz von Hannover setzen lassen; wir konnten den Wiener Traktat ratifiziren.

Ich weiß es. So oft man sich auf die Ereignisse des letzten Krieges beruft, um die langen Bedenklichkeiten des Königs zu rechtfertigen, tritt die Opposition immer mit dem, in ihren Augen, unwiderleglichen Einwurf auf: „man hätte ihn, auf jeden Fall, im Jahre 1805 anfangen müssen; alsdann wäre der Erfolg ganz anders ausgefallen; man hätte über Oesterreich und Rußland zu gebieten gehabt; nichts sey gewagter gewesen als die Stellung der Franzosen ꝛc.“

Nun so will ich denn, weil es nicht anders seyn kann, bis zum Ekel, Wahrheiten wiederholen, die man, bis zur Hartnäckigkeit, nicht verstehen will.

Auf Oesterreich rechnen, ist einer von den Irrthümern, zu deren Einsicht es nur eines Blickes auf die Geschichte der folgenden Jahre bedarf. Oesterreich hatte seine schönste Armee und die Hälfte seiner Provinzen verloren, denn Böhmen war so gut wie abgeschnitten, und gehörte dem ersten, der davon Besitz nahm. Oesterreich war so ganz ohne Rettung erschöpft, daß, ungeachtet es auf Rußland rechnen konnte, welches noch weit mehr sagen will, als auf uns, ungeachtet es auch auf uns zählte, es gleichwohl dem Beistande beider Höfe hatte entsagen müssen, um nur erträgliche Friedensbedingungen zu erhalten. Während auf den Schlag einer Zauberruthe, von allen Seiten, aus Frankreich, aus Holland, neue Heere herbeieilten, wäre die große Armee, wäre Napoleon selbst, ohne etwas im Rücken zu besorgen, auf uns eingedrungen. Massena, der den Erzherzog Karl auf dem Fuße

folgte, war stark genug, den jungen Helden, wo nicht zu schlagen, doch aufzuhalten und zu beschäftigen. Aber es bedurfte nicht einmal dieser Bedrohung. Die große Lehre hatte auf den Wiener Hof einen so tiefen Eindruck gemacht, daß zwei Jahre später, mit einer wiederhergestellten Armee, nach einer völligen Waffenruhe, als die Franzosen tief in Polens Morästen steckten, als eine Diversion auf ihren Flügel sie in große Verlegenheit setzen konnte, nichts im Stande war, die Neutralität jenes Hofes wankend zu machen. Und man will sich einbilden, daß Oesterreich, selbst kaum noch athmend, sich für uns aufgeopfert hätte? Oesterreich, welches aus unserm unbesonnenen Angriff den besten Vortheil hätte ziehen können? Oesterreich, dem Napoleon die glänzendsten Bedingungen gemacht haben würde, wenn er auf uns hätte losgehen müssen? Oesterreich, dessen schönste Provinzen noch in den Händen des Siegers waren, und ihm gegen Preussen unerschöpfliche Hülfsquellen gewährt hätten?!

Alexander hingegen, nachdem er die

Schlacht bei Austerlitz verloren, hatte sich nochmals edel und bieder gezeigt. Er gab dem Könige sein Wort wieder, ohne das seinige zurückzunehmen. Er ließ ihm die Freiheit, sich mit Frankreich abzufinden, bot ihm aber zugleich seinen Beistand an, wenn es nicht zum Vergleich käme. Schon waren zwei Russische Corps, an dee Elbe und der Oder, den Befehlen des Königs untergegeben.

Diese Versprechungen, diese Aeußerungen, machten dem Russischen Kaiser Ehre, ohne uns stärker zu machen. Die beiden Corps waren klein. Die große Armee ging nach Hause, und ehe sie auf einem andern Wege zurückgekehrt wäre, hätten Schlachten Frankreichs und unser Schicksal entschieden. Rußlands Hülfe war nicht viel mehr, als Oesterreichs.

Wir waren allein, wir wären lange allein geblieben, wir wären es so lange geblieben wie im Jahr 1807, d. i. bis zum Augenblick, wo die großen Russischen Armeen den Französischen begegnet, und beide Colossen aufeinander gestoßen wären. In

der Zwischenzeit wären wir bis zur Weichsel zurückgedrängt und in unserm Lebenskeim tödtlich verwundet worden; denn, um alles in der Welt, worin hätte sich denn unser Schicksal im Jahr 1805 von dem im Jahr 1806 unterschieden? War denn die Französische Armee eine andere? die unsrige eine andere? War jene schwächer, diese stärker? Wir mögen gefallen seyn, aus was für Ursachen man will, bestanden diese Ursachen nicht schon zwei Jahre früher? Waren uns die Franzosen nicht schon damals überlegen? Oder glaubt man, Napoleons Stellung, als er Herr von Wien, Herr von Mähren war, sey damals minder furchtbar gewesen, als zehn Monate später? Er berührte Schlesien, das beinahe ohne alle Vertheidigung war; er war in der Nachbarschaft von Südpreussen, das er ohne allen Zweifel aufgewiegelt hätte. Zwei Corps reichten hin, um uns auf diesen Punkten empfindliche Wunden zu schlagen, und uns in den ersten Tagen des Krieges in den Rücken zu nehmen. Er selbst mit der Hauptmasse seines Heers, wäre durch Böh-

men geeilt, hätte uns aufgesucht, oder vielmehr wir hätten die Ebenen von Sachsen verlassen, worin wir standen, wären ihm in Böhmen entgegen gerückt, und, anstatt in der Nähe des ruhmvollen Roßbachs zu fallen, hätten wir auf den Siegesfeldern von Leutmeritz oder Prag unser Grab gefunden.

Im geheimen Rathe des Königs saßen Männer von zu großen Einsichten, um sich unsere Besorgnisse und Schwächen verhehlen zu können, Man war nicht weise genug, sich zu diesem Frieden Glück zu wünschen; aber doch weise genug, ihn anzunehmen.

Nachdem der erste Punkt beseitiget war, ging man zur zweiten Frage über. Sollte man sich einer gänzlichen Unthätigkeit hingeben, und den Franzosen Hannover überlassen? Oder sollte man sich entschließen, dies köstliche Geschenk aus ihren Händen anzunehmen?

Wir hatten seit kurzem die Erfahrung gehabt, was es heiße, die Franzosen, als Freunde, zu Nachbarn zu haben. Um so leichter konnte man sich einen Begriff von

dem machen, was eine solche Nachbarschaft werden konnte, wenn sich Frankreich an unsre feindliche Stellung erinnerte, wenn es uns aus unserm letzten Widerstand einen Vorwurf machen wollte, jetzt, da Oesterreich aufgehört hatte, ihm furchtbar zu seyn, jetzt da es nichts weiter vor und neben sich sah, als das Schattenbild der Preussischen Macht. Jeder Tag hätte uns einen frischen Schandbecher bereitet, und wenn wir, von Verlust zu Verlust, endlich aus Verzweiflung zum Kriege gegriffen hätten, was wäre das für ein Krieg gewesen, den unser furchtbarer Feind damit angefangen hätte, sich zum Herrn der Elbe zu machen? Wir hatten die Wahl zwischen unserm Fall, und Hannover?

Also blieb uns nichts weiter, als der Wiener Traktat, dieses unverhoffte Glück, diese letzte Wohlthat eines gewandten Ministers, einem Vaterlande erwiesen, das ihm mit schwarzem Undank gelohnt hat.

Durch diesen Traktat verlor die Monarchie drei vereinzelte Provinzen, die sie ganz eigentlich schwächten, weil sie die Angriffspunkte vermehrten, unzulängliche Vertheidi-

gungsmittel nothwendig machten, und zu beständigen Fehden Gelegenheit gaben. Alle Fragen, womit sich in jenem Augenblicke der geheime Rath des Königs beschäftigte, in welche er sich theilte, hätten nicht statt gefunden, wäre es nicht von jeher unmöglich gewesen, diese entlegene Provinzen zu rechter Zeit zu beschützen, wäre ihre Entlegenheit nicht Schuld gewesen, daß man Preussens Gebiet verletzt hatte.

Dagegen erhielten wir das einzige Land, welches in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge für uns ein Zuwachs an Macht werden konnte; ein Land, welches an Bevölkerung und Flächeninhalt unsern Verlust fünfmal überwog, und an relativer Wichtigkeit ihn tausendmal ersetzte. Hannover gab uns überdies gegen Frankreich selbst, nicht blos neue Hülfsquellen, sondern ganz eigentlich eine Grenze. Nienburg, Hameln, die Weser, wurden für uns der Anfang zu einer Vertheidigungslinie, woran es uns gefehlt hatte. Mit Sachsen genau verbunden, konnten wir diese Linie ausdehnen und vervollkommnen. Wir wurden ausschließliche

Herren über die Elbe und den Handel von Deutschland. Wir erhielten ohne Schwertstreich, was seit drei Jahren der ewige Gegenstand unserer Klagen und Anfragen gewesen war; wir entfernten von uns die französischen Truppen, und mit ihnen die von ihrer Nachbarschaft unzertrennlichen Kollisionen nnd Anstöße. Wir erhielten weit mehr noch; die Gewißheit, daß von nun an Hannover nicht bei jedem neuen Kriege zwischen England und Frankreich in uns die alten Unruhen erregen würde. Wir entgingen, wenigstens für den Augenblick, einem gefährlichen Streite, ohne dabei unsern ersten Zweck verfehlt zu haben; denn ein so glänzender Vergleich, vom allgewaltigen Schiedsrichter selbst vorgeschlagen, war die ehrenvollste Genugthuung, die er uns anbieten konnte.

Der menschliche Verstand steht still, wenn er bedenkt, daß es in Preussen Männer, daß es wahre Patrioten gegeben, die hier blind waren, die es nicht fühlten, daß endlich einmal das Glück dem Könige lächelte, daß ein Federstrich für die Monarchie ge-

than, was man vergeblich durch Siege würde haben herbeiführen wollen. Da aber niemand den Traktat von der Seite des Vortheils angreifen konnte, versuchte man, ihn von der Seite der Ehre schwarz zu machen.

„Es wurden, hieß es, treue Unterthanen einem treulosen Ehrgeize aufgeopfert!“ Als wenn man nicht längst die Erfahrung gemacht hätte, daß es unmöglich sey, sie zu beschützen! Als wenn es besser gewesen wäre, das Ganze als den Theil zu opfern? Als wenn den König nicht frühere Pflichten gegen die Monachie, als gegen diese oder jene Provinzen, bänden! Als wenn, selbst in dem Gange der innern Verwaltung, jener bewährte Grundsatz nicht täglich angewendet würde! „Man beraubte einen befreundeten Fürsten, im Frieden, seiner Erbstaaten!“ Aber hatte denn das Schicksal der Waffen nicht längst über diese Staaten entschieden? Waren die Einwohner von Hannover nicht dreimal glücklich, das Joch eines strengen Eroberers gegen die väterlichen Gesetze eines benachbarten Fürsten zu vertauschen? Ist denn (sagen wir es lieber,

als daß wir länger kleinliche Maaßregeln sich hinter die Larve der Rechtlichkeit verbergen lassen!), ist denn das Wohl des Staats nicht das erste Gesetz, und zwischen dem Fall des Reichs, und einem von dessen Rettung unzertrennlichen Entschluß, dem Regenten die Wahl überlassen? Eine zaghafte Moral verlor hier alles, und erhielt nichts. Das einzige noch übrige Mittel, wo man sich groß zeigen konnte, von sich stoßen, hieß auf einen Augenblick eine Handvoll Unterthanen retten, und an einer Ohnmacht sein Wohlgefallen finden, welcher bald der letzte Unterthan wäre aufgeopfert worden. Einen Raub nicht annehmen wollen, der einem dritten abgenommen worden, hieß diesen Raub dem ersten Besitzergreifer zurückgeben, und uns oben ein.

Aus dem unwidersprechlichen Gefühl dieser Wahrheiten, aus dem Widerwillen, mit welchem die Leidenschaft sich ihnen unterwarf, entstand im geheimen Rathe ein seltsamer Entschluß, den wir ohne Bedenken als den einzigen großen Fehler der Regierung Friedrich Wilhelms III. angeben; denn

alle übrigen sind entweder eine unvermeidliche Folge des ersten, oder wir wären gefallen, auch wenn wir sie vermieden hätten.

Die Genehmigung des Wiener Traktats wurde ohne Stimmentheilung beschlossen; aber es wurden ihm Einschränkungen zugegeben, welche ihm das Heilsame nahmen, und das Gift zurückließen.

Man nahm das Bündniß an, man bewilligte die Austauschung, aber man wollte, daß die Erfüllung der Bedingungen bis zum allgemeinen Frieden mit England aufgeschoben bliebe; man verlangte vom französischen Kaiser, daß er vom Könige von Großbritannien die förmliche Abtretung von Hannover an Preussen erhielte. Nur unter einem rechtmäßigen Titel sah man die Besitznahme als gültig an; bis dahin sollte sie blos militärisch seyn; bis dahin sollten unsre drei abzutretende Provinzen nicht geräumt werden.

Es war ein neuer Traktat, nicht die Ratification des Wienerischen. Der französische Minister stutzte, staunte, wollte ihn

nur sub spe rati unterzeichnen. Er ward für uns, wie wir bald sehen werden, das zweite Todesurtheil.

Noch blieb uns einiges Vorgefühl der Schwierigkeiten, die wir uns bereitet hatten. Man schickte den Grafen Haugwitz nach Paris, um Fehler zu rechtfertigen, woran er allein unschuldig gewesen war.

Bei ausserordentlichen Männern reicht man mit einer alltäglichen Politik nicht aus. Wenn Napoleon unterhandelt, geht alles ins Große; ein furchtsamer, zweifelhafter Gang bringt ihn auf. In dem Willen eines Mannes wie er, giebt es glückliche Augenblicke, die von der Gewandheit aufgefangen werden können, die aber, einmal verloren, nicht wiederkommen. In Wien hatte uns der Kaiser Bedingungen vorgelegt, mit welchen beide Staaten zufrieden seyn konnten. Warum? In Wien war Napoleon mit seinen vielen Triumphen zufrieden, war noch einer persönlichen Anhänglichkeit für den König treu, war groß genug um gerecht zu seyn, gestand sich selbst, daß der Durchmarsch durch Anspach allein uns der

Ligue in die Arme geworfen habe, weil wir seine Absichten nicht wußten, wollte nicht ohne Noth einen Kampf erneuern, dessen Ende er freilich absah, den er aber nicht für so leicht hielt; mit einem Worte, in Wien war er mit dem Grafen Haugwitz zufrieden gewesen. Ich will nicht behaupten, daß über kurz oder lang die Kollisionen nicht wieder hätten anfangen können; noch weniger, daß im deutschen Reiche sein Interesse nicht sehr verschieden von dem unsrigen war. Es blieb ausgemacht, daß unsere Lage zu den aller mühsamsten und zweifelhaftesten gehörte. Es war selbst möglich, daß einer der Artikel des Wiener Traktats uns einst mit Rußland zusammenbringen konnte. Der beste der Könige, (so stand es geschrieben) sollte der unglücklichste seyn. Aber wir hatten vieles in Händen, was uns über viele Unannehmlichkeiten trösten, über viele Besorgnisse hinwegsetzen konnte. Aber keine unserer künftigen Gefahren glich denen, die uns seit drei Jahren umgaben. Aber wir hatten, und dieses war die allerberuhigendste Bemerkung, wir hatten den Beweis von

Napoleons Aufrichtigkeit, und daß, trotz allen Eingebungen des Hasses, seine Anerbietungen keine Fallstricke waren. Denn er machte uns stark; und er ist viel zu fein, den Feind zu bewaffnen, den er bestreiten will.

Von dieser Stunde an, hätte Preussen einen Entschluß fassen, und ihn ohne Rückhalt und Rücktritt fassen sollen; es hätte seine Schicksale an die Schicksale Frankreichs binden, mit Frankreich steigen sollen, entweder sein Glück zu theilen, oder ihm einst Widerstand leisten zu können.

Man hat gesehen, was für eine Halbmaaßregel den Sieg davon trug. Wenn man sich an das erinnert, was den König bestimmen half, und was man für zarte Empfindungen in seinem Herzen aufregen mußte, um der Stimme der reinen Vernunft Stillschweigen zu gebieten; wenn man bedenkt, wie sehr der Schmerz über seine abgetretene Unterthanen in ihm die Vortheile des neu-erhaltenen Theils vergiftete; so weiß man nicht, ob man dem Unglücke dieses seltenen Fürsten mehr Mitleiden, oder

denen, die das Werk seines Ministers umgestoßen hatten, mehr Vorwürfe schuldig ist.

Sobald Napoleon erfuhr, was in Berlin vorgegangen, wurde er für uns ein ganz anderer. Dieser Augenblick, noch mehr als der Potsdamer Traktat, bestimmte seine Verhältnisse zu uns. Er glaubte sich im Charakter des Königs geirrt zu haben. Er erklärte sich durch ein gehässiges Vorurtheil jene unerwartete Verblendung über unser wahres Interesse. Er hörte nun auf uns zu rechnen, und ein Kabinet zu achten, aufwo, nach seiner Art zu sehen und zu urtheilen, es weder Einsichten noch Kraft gab. Je mehr er sich selbst sagen konnte, daß er in Wien die Sachen im Großen behandelt, um uns an sich zu ziehen, desto weniger verzieh er uns, daß wir es nicht hatten einsehen wollen. Kurz, von dieser Zeit an wollte er uns übel.

Der Traktat, wie er in Berlin verunstaltet worden, war für den Kaiser unbrauchbar. Er hatte in seinem Plane das Schicksal der drei Provinzen bestimmt, und Baiern sein Wort gegeben. Man weiß nicht, wie

weit ihn sein Unwille geführt haben möchte, hätten unsre Fehler selbst es nicht unnöthig gemacht. Wir verfielen einige Wochen später in einen zweiten, der aber kaum mitrechnet, denn schon war das Uebel unheilbar.

Noch befand sich unsre Armee auf der Grenze, und schlagfertig: ein wichtiger Beweggrund selbst bei der schlechtesten Sache. Man ließ sie aus Sparsamkeit auseinander gehen. Warum? Napoleon hatte sich über die vorgeschlagenen Abänderungen nicht verneinend erklärt, hatte sogar den Grafen Haugwitz mit zuvorkommenden Aeußerungen in Paris empfangen. „Ein Beweis, sagten die Minister zum Könige, ein Beweis, daß er den Traktat in seiner neuen Gestalt annimmt.“ Man glaubte also, mit der Furcht, auch die drohende Gebehrde ablegen zu können. Vergebens sprach des Königs immer zuverläßige Vernunft anders zu ihm; vergebens nannte sie dieses Verfahren in einer so wichtigen Sache zu leicht. Er gab nur ungern der Allgemeinheit nach. Man bemerke übrigens, daß Haugwitz damals schon abwesend war!

Nun konnte uns das Kabinet von Saint Cloud ohne die geringste Schonung Gesetze vorschreiben. Wir hatten unsern letzten Vortheilen entsagt. Es erklärte uns frei heraus, wir selbst hätten den Wiener Traktat umgestoßen, und müßten, wenn wir noch die Hauptbedingungen desselben beibehalten wollten, ihn aufs neue schließen, und sie um einen andern Preis erkaufen.

Dem zufolge bestand man nicht allein darauf, daß die verabredeten Ländertausche unverzüglich vor sich gingen, sondern daß Baiern von der Bedingung, zu welcher es sich anheischig gemacht, losgesagt würde, und Preussen dagegen sich verpflichtete, der Brittischen Flagge die Mündungen der Nordsee zu verschließen.

Die Sache wurde eben so schmerzhaft als ehrwidrig. Von der ganzen Wiener Verhandlung blieb uns nichts als Hannover. Freilich, immer noch viel. Aber in Wien hatte uns dieser Besitz nur erträgliche Opfer gekostet. In Wien hatten wir ihn auf eine große Weise, und indem von Macht zu Macht verhandelt wurde, erhalten. Jetzt aber mußte

man ihn durch einen Krieg mit Großbritannien und den Verlust der Nationalindustrie erkaufen. Jetzt wurde er uns von höherer Hand, mit demüthigenden Formen und Bedingungen, zugeschlagen. Uns blieb keine Wahl, uns blieb keine Zeit zum Ueberlegen übrig. Alle oben auseinandergesetzte Wahrheiten hatten einen noch furchtbarern Character angenommen, seitdem Oesterreich entkräftet war, seitdem zweimal hunderttausend Franzosen im Reiche blieben, seitdem unsre Gründe nicht mehr durch unser Kriegsheer unterstützt wurden, seitdem zwei kurz auf einander folgende Mobilmachungen unsern Schatz erschöpft hatten. Diejenigen, die des Grafen Haugwitz schönes, vollständiges ehrenvolles Werk verworfen hatten, mußten sich glücklich schätzen, es verstümmelt zu genehmigen. Die Austauschungen gingen vor sich. An einem Tage wurden Hameln und Wesel den Truppen beider Mächte ausgeliefert, und unsre Flüsse dem Handel verschlossen.

Dieser Augenblick war die Losung zu unserer Schande und unserm Unglück. Die Engländer nahmen uns vierhundert Schiffe.

Die Schweden, die wir aus einem Winkel von Hannover verdrängt hatten, blokirten unsere Häfen im Baltischen Meere. Die Russen banden uns die Hände, als wir diese Beleidung auf die einzig mögliche Weise rächen wollten. Die Franzosen gingen ihren Weg in Deutschland fort, ohne sich zu erkundigen, ob ein Preussen auf der Welt sey, dessen Interesse von dem ihrigen verschieden seyn könne. Man kann sich einbilden, was aus einem Bündniß werden mußte, das von solchen Grundlagen ausging. Der eine behandelte seinen Alliirten ohne alle Achtung. Der andere, tief in seinem Ehrgeiz verwundet, fühlte sich täglich mehr zurückgesetzt. Das einzige, woraus sich die Fortdauer eines so seltsamen Verhältnisses abnehmen lassen konnte, war das Mißverhältniß der Kräfte. Die Verzweiflung allein konnte uns blenden, und dem Berliner Cabinet die seinigen größer vorlügen. Nicht, als hätte man in Paris schon Absichten gegen Preussen gehabt; aber man hatte Absichten ohne dasselbe: und das eine führte zum andern. Man dachte auf die Ver-

nichtung des alten Germanischen Bundes. Die Thatsachen sind bekannt; mir genügt es, dem Leser die Aufschlüsse zu geben. Einige allgemeine Bemerkungen müssen vorangehen.

Europa hat seine Geschichte, d. i. seine Reihe von Begebenheiten gehabt, und in derselben oft tragische, mit unter tröstliche Momente erlebt. Daß aber Europa je ein allgemein anerkanntes Recht besessen, daß aber dieses Recht je für etwas in dieser Geschichte gegolten; es behaupten, hieße mit der öffentlichen Leichtgläubigkeit sein Spiel treiben. Von jeher war die Sicherheit des Staates, des Staates erstes Gesetz; die Kraft des Staates, das beste Unterpfand dieser Sicherheit; und die Grenze dieser Kraft, die Verstandesgrenze des Machthabers, dem sie anvertrauet worden. So oft die großen Mächte Europas das Schild einer andern Moral ausgehängt haben, ist es aus eigennützigen Absichten geschehen; die kleinen haben nie die Wohlthat ihrer Grundsätze genossen. Polen, Venedig sind von der Erde verschwunden, oh-

ne daß, bei diesen politischen Leichen, die zuschauenden Höfe andre Thränen, als über ihren eignen Nachtheil, vergossen hätten. So oft sie selbst die Verlassenschaft theilten, oder von einer andern Seite entschädiget wurden, schwiegen sie gern und schmälten nicht über den Ehrgeiz. Freilich foderten sie diese Entschädigung laut, im Namen der Gerechtigkeit, in der That aber und insgeheim, im Namen der Stärke. Auf dieses einzige Blatt beschränkt sich das politische Gesetzbuch von Europa. Hieraus haben unsre neuern Staatskundigen das System des Gleichgewichts geschaffen; mit diesem sinnlosen Worte haben sie die Kriege gestämpelt, die in ihren Augen nicht aus der Quelle des reinen Ehrgeizes flossen; mit dieser irrigen Theorie haben sie politische Verbrechen bemäntelt, und die Erhaltung des Schwächern erklärt, eine Erhaltung, die dieser nur dem Umstande verdankt, daß sich die Stärkern nicht zu seinem Untergange verstanden.

Aus dieser allgemeinen Regel fließen zwei eben so historisch = wahre Folgen, als sie

selbst. Die erste: daß jeder Hof sich das Recht anmaßt, sich des Interesse eines dritten anzunehmen, wenn dieses Interesse von der Art ist, daß es nicht übervortheilt werden kann, ohne das unsrige zu gefährden. Die zweite: daß die übrigen Höfe ihm nur dieses Recht in so fern einräumen, als er seiner Anmaßung den gehörigen Nachdruck geben kann. In diesem Sinne erklärte vor einiger Zeit Napoleon, Rußland habe eben so wenig Befugniß, sich in die Angelegenheiten von Italien zu mischen, als Frankreich haben würde, an Persiens Schicksalen Theil zu nehmen.

Hatte denn aber Preussen dieses Recht, dessen Grenze zugleich die Grenze der öffentlichen Achtung ist, verloren? War Frankreich befugt, es seinem Alliirten abzusprechen? Im Grunde war dies Recht eine bloße Thatsache; und die Frage, ob es Preussen zukam, konnte in Frankreich anders als bei uns beantwortet werden. Der Kaiser, seit dem Preßburger Frieden allmächtig geworden, handelte als solcher. Er fuhr mit der Gründung oder Befesti-

gung des Systems fort, welches Frankreichs weltliche Suprematie so unerschütterlich gemacht hat. Wenn ihn die Geschichte einst richtet, so wird sie nicht unsere Verzweiflung, sondern die Bedürfnisse einer ganz neuen Schöpfung und die Resultate der großen politischen Umwälzung zur Richtschnur nehmen. Damals beschäftigte ihn der Rheinbund. Preussens Eifersucht darüber war eben so groß als natürlich. Preussen hatte einst die Schicksale Deutschlands in Händen gehabt; es wünschte, sie noch leiten zu können. Preussens Interesse wollte, daß das Reich zwischen ihm und dem großen Kaiserthume eine selbstständige Macht bliebe. Aber Napoleons Interesse war es nicht minder, die Verhältnisse seiner Rheinischen Bundesgenossen zu bestimmen, und bald erhob sich Deutschlands neue Konstitution auf den Trümmern der alten.

Napoleon verrechnete sich nicht, wenn er unsern Widerstand nach unsern Mitteln berechnete; er konnte, ohne Gefahr zu laufen, seinen Weg ohne uns fortsetzen. Er that es; und, sey es nun, daß er uns von Tage

zu Tage für übelwollender hielt, oder aus obigen Ursachen, oder aus Gründen, die wir weiter unten entwickeln werden; genug, er ließ uns nicht einmal mehr den Trost der geretteten Formen. Alle im Reiche entworfene Veränderungen erfuhren wir nur, wenn sie geschehen waren. Fürsten, mit denen der König persönlich verbunden war, litten mehr, wie andere, von dieser Umbildung. Der unselige Vorgang mit den Abteien Verden und Essen hätte vorläufig zu Erörternngen zwischen beiden Alliirten Anlaß geben sollen, und fing mit gewaltsamer Besitzergreifung an. Eine geheime Bitterkeit trat allmählich an die Stelle des Halbzutrauens, womit das Bündniß anfänglich geschlossen worden. Je mißvergnügter uns Napoleon sahe, desto weniger rechnete er auf uns. So wurden die Wirkungen wieder zu Ursachen, und wir waren nnr noch dem Namen nach verbündet,

Nun versuchte man unsrer Seits, diejenigen deutschen Staaten, die noch nicht zur Fahne des Rheinbundes geschworen hatten, zu der unsrigen zu sammeln. Allein beide

Alliirten spielten, jedweder sein Spiel, in dieser doppelten Bundesbildung. Jeder suchte die mehresten, jeder die vorzüglichsten Mitglieder in seinen Kreis zu ziehen. Hieraus entstanden neue Kollisionen, neuer Zunder zu Haß und Feindschaft. Uebrigens blieb sogar unser Entwurf ohne Wirklichkeit; denn während man in Paris dem südlichen Bunde Bedingungen hatte vorschreiben können, mußte man in Berlin, mit dem nördlichen erst über die Bedingungen übereinkommen, und mitten in dieser Erörterung überfiel uns die Katastrophe.

Was den Kaiser vollends erbitterte, war unser Publikum. Der große Haufe sieht nur die Gegenwart, weiß nichts von nothwendigen Folgen, dringt nicht in das Geheimniß der Ursachen; es sah Preussen von seiner hohen Stufe herabsteigen, sah diese in seinen Augen große, und als solche zu handeln schuldige Macht mit Wermuth und Schande getränkt, schalt die Regierung unthätig und feige, und unsre Politik kriechend. Als nach der Schlacht bei Austerlitz die allgemeine Erwartung getäuscht wor-

den war, als der Graf Haugwitz uns zum zweitenmale den Frieden zurückbrachte, hätte es schwer gehalten, die Wuth gewisser Volksklassen, den Unmuth der Armee, die Bestürzung Aller zu schildern. Eine Zeitlang brachte der Besitz von Hannover die Schreier zur Ruhe; wie man aber nach der zweiten Allianz die Franzosen thätiger als je, mächtiger als je sah, und Preussens Stillschweigen, Geduld, mehr als je anscheinende Schwäche damit verglich, kannte der Mißmuth keine Grenzen. Man beschimpfte das Haus und die Person des Ministers; im Schauspiele wurden nur diejenigen Stücke mit Beifall aufgenommen, worin kriegerische Anspielungen vorkamen; man bezeichnete dem Könige als Verräther diejenigen seiner Diener, die man für Beförderer des Friedens hielt. Die Gährung nahm mit solcher Allgewalt zu, daß, um sie zu stillen, der König mehr als bloße Strenge hätte anwenden müssen. Sie wurden unter beiden Souverainen ein letzter Grund zur gegenseitigen Spannung. Den König machte sein Volk bitter. Der Kaiser schrieb des Königs Nachsicht einem

Mangel an Wohlwollen für ihn zu. Er glaubte, uns fortan nichts mehr schuldig zu seyn. Von beiden Theilen eilte man mit großen Schritten dem Bruche zu.

Bis dahin war der König unerschütterlich geblieben, hatte den Kummer, der ihm von aussen erwuchs, in das Geheimniß seines Herzens verschlossen, und gebot um sich her dem Murren Stillschweigen. Einmal war er aus seinem Grundsätzen hinausgerückt worden und hatte bei dieser Gelegenheit die Menschen und die Welt näher kennen gelernt. Schlecht beurtheilte Verhältnisse waren von ihm allein richtig beurtheilt worden. Fester als je, hatte er sich in die Strenge der sich auferlegten Regeln zurückgezogen, seinen Widerwillen erstickt, und Umbildungen bewilliget, die er nicht verhindern konnte. Er erkannte den Rheinbund; denn noch hielt ihn Hannover schadlos. Einst konnte das aus allen Stürmen gerettete Hannover ihn über alles trösten, oder das Heilmittel zu Allem werden. Nur wenn man ihm diese letzte Hoffnung nahm, konnte man ihm zum Kriege reizen. Sie sollte ihm genommen werden.

Mitten unter den finstern Betrachtungen, die seiner Ueberzeugung nicht entgingen, lief eine unerwartete Nachricht ein, die den Zustand der Dinge plötzlich veränderte. Es wurde ihm von Paris gemeldet, daß in den wieder eröfneten Friedensunterhandlungen mit England, das Cabinet von St. Cloud, als Grundlage, die Rückgabe der Hannöverschen Lande an Seine Brittische Majestät anerkannt habe. Londner Briefe kündigten dieselbe Nachricht an. Die dem Parlamente späterhin mitgetheilten officiellen Papiere setzen es ausser Zweifel, daß, wenigstens einen Augenblick, die Sache Grund gehabt habe.

Da sich bald nachher die Verhandlungen zerschlugen, so hält es schwer die eigentliche Absicht des Kaisers zu ergründen und anzugeben. Hat er geglaubt, Preussens Interesse dem des allgemeinen Friedens unterordnen zu können, oder, mit andern Worten, sollte Preussen geopfert werden? Hat vielleicht die gehässige Ansicht der Dinge, deren Entstehen und Fortgang ich mich auseinander zu setzen bemüht habe, ihn glauben gemacht, er sei aller Verbindlichkeit der

mit uns geschlossenen Allianz überhoben? Oder hatte er eine politische Vereinbarung entworfen, vermittelst welcher Preussen für den Verlust seiner neuen Besitzungen entschädigt, der Geist der Traktaten erfüllt, und das Hinderniß zum Frieden weggeräumt werden sollte? Hatten wir wirklich der Politik des Kaisers Unrecht gethan? Waren die vorgeblichen Versprechungen Frankreichs an England, so sehr sie auch von den englischen Ministern zu Wahrheiten erhoben worden sind, weiter nichts gewesen, als leere Worte, die man am Eingange einer Verhandlung fallen läßt, um den Gegner nicht gleich abzuschrecken, um die gehörige Zeit zu gewinnen, etwas ernstlicher gemeintes an die Stelle zu setzen?

Es wäre entsetzlich, wenn diese letzte Hypothese die wahre, wenn der König um eines Mißverstandes willen in den Krieg gestürzt worden wäre. Die Quellen aus welchen die Nachricht floß, gehörten freilich zu denen, die man für lauter und gewiß zu halten pflegt. Sie trugen, wenigstens in unsern Augen, alle Kennzeichen der vollkom-

mensten Echtheit. Hier mußten also die Grundsätze des Königs, als auf ihrer äußersten Grenze, stehn bleiben. Er konnte Hannover nicht verlieren, ohne alles zu verlieren, die Pein für so viel Aufopferungen, das letzte Unterpfand seiner Sicherheit, die einzige Rechtfertigung seiner Ehre. Sobald Frankreichs Absicht in des Königs Augen einleuchtete, war sie auch in seinen Augen ein wahrer unleugbarer Angriff. Für ihn hatte nun jede andre Rücksicht ein Ende. Schwächer oder stärker; dieser Unterschied mußte ihm gleich dünken. Ihm blieb nur die Wahl, entweder mit Ehre zu fallen, oder mit Schande stehn zu bleiben, um vielleicht etwas später zu fallen. Sobald der König die Frage einmal so gefaßt hatte, wurde aus dem Behutsamsten der Entschiedenste. Die ganze Armee wurde wieder auf die Grenze gebracht.

Und, in der That, wenn es bewiesen war, oder in unserer Ueberzeugung lag, daß man uns Hannover wieder nehmen wollte, was blieb dem Könige zu thun? Sollte er sich allein zum Richter aufwerfen? Sollte er, wei-

ser als seine Minister, als seine Armee, als sein Volk, mit dem richtigen Scharfblick eines leidenschaftlichen Geistes, beide Staaten, Preussen und Frankreich, Napoleon, sich selbst gegen einander abwägen? Sollte er, in der Voraussetzung, freilich nicht aller Leiden die uns betroffen haben, aber eines Theils derselben, einer unverdienten Herabwürdigung Trotz bieten, mit eisernem Zepter den vorlauten Meinungen seiner Unterthanen Stillschweigen auflegen, sich in alle Einrichtungen zwischen London und Paris fügen, und nach dem Verluste dreier Provinzen, seines Handels, seiner politischen Achtung, den einzigen Ersatz für die vielen Opfer fahren lassen? Oder mußte er sich zu einem Kriege auf Leben und Tod entschließen, und lieber den ganzen Preussischen Staat in Gefahr setzen, als seine Eroberung gutwillig abtreten?

Im ersten Falle wäre ihm das Glück günstig gewesen. Denn zwei Monate später machten andre Rücksichten den Unterhandlungen Mylords Lauderdale in Paris ein Ende; folglich blieb die für Preussen so ver-

derbliche Frage wegen Hannover im Dunkeln, und wir konnten, war die Armee nicht schon mobil gemacht, im Friedensstand bleiben.

Aber, nicht zu gedenken, daß der Plan mit Hannover, den man sich einmal als möglich gedacht, immer wieder in Anregung kommen konnte, so war dieser Plan damals als ein wirklicher anzusehen. In dieser Voraussetzung, muß man vor allen Dingen, und ehe man die Frage erörtert, ob Friedrich Wilhelm III. sich zu einem andern Auswege hätte entschließen können, als zu dem ihm Ehre und Verzweiflung rieth, sich einen richtigen Begriff von dem Character dieses Fürsten und von dem Zustande seiner Nation machen. Der König hatte sich bis dahin wahrlich nicht aus Gleichgültigkeit, nachgiebig, friedliebend gezeigt. Bei ihm war die Ehre von der zartesten Gattung, war leicht zu reizen, zu verwunden, aufzuscheuchen. Er würde der Lockung des Ruhms viele Opfer gebracht haben, wäre ihm die Pflicht nicht noch mehr, wäre sie ihm nicht Alles gewesen! Seine ganze Regierung ist

eine Folge von Siegen, die er über sich selbst erkämpfte. Noch einmal sah er sich in jener peinlichen Lage, worin er sich vor einem Jahre befunden. Weil er sein Volk verführerischen Vorspiegelungen vorgezogen, mißkannte ihn sein Volk. Sein Gewissen allein blieb ihm; sein Lohn war in seinem Herzen. Um diesen letzten Trost, seine eigene Achtung, zu bewahren, mußte er sich im entscheidenden Augenblick folgerecht zeigen, und eben dem Kriege, den er so lange von sich gewiesen, weil er ihn nur zur Vertheidigung seines Volks führen wollte, nun ohne Furcht zuwinken, da der Augenblick erschienen war, wo sein Volk bedroht wurde. Das Mißverhältniß der Kräfte war ungeheuer; aber die Kräfte, die er in Bewegung setzen konnte, waren an und für sich von der schönsten Art. Sich an der Spitze von zweimal hunderttausend Mann Alles nehmen lassen, ohne wenigstens den Versuch zu wagen, was Heldenmuth vermag, das konnte ein Friedrich Wilhelm nicht; diese Schande ließ sich von keiner Rücksicht aufwiegen. Jedermann weiß es, wir

ständen noch, wäre Friedrich Wilhelm ohne Muth gewesen; allein, als Kläger gegen ihn aufzustehn; dazu gehörte wahrlich viel Muth — von einer ganz andern Art.

Gleichwohl nähert sich die Vernunft des Königs der Vollkommenheit so sehr; gleichwohl halten bei ihm dunkle Begriffe deutlichen Berechnungen so wenig die Spitze; gleichwohl war es bei ihm ein so ausgemachter Grundsatz, daß der Regent die von seinem Ruhme entnommenen Beweisgründe nur in die zweite Linie stellen muß; daß vielleicht der Zusammenstoß mehrerer Pflichten einen längern Kampf in ihm erregt haben würden, hätte, einer Seits, eine friedliche Maaßregel unfehlbare Vortheile hervorgebracht, hätte der Verlust einer Provinz um eines fremden Interesse willen, nicht den Verlust mehrerer Provinzen um ähnlicher Interesse willen nach sich ziehen können; wäre, andrer Seits, der Enthusiasm der Nation, der Aufruf der Höfe, die Bitterkeit der Schriftsteller, das Jammern der Armee, nicht für den König ein unaussiehlich=tyrannisches Joch geworden.

Die

Die öffentliche Meinung ist in jedem Staate eine furchtbare Macht. Im ersten Theile dieser Schrift ist zwar gesagt worden, daß der König unumschränkt war; daß bei uns die Bande des Gehorsams noch eben so fest schlossen, als sie es jemals gethan, und daß es bloße Verläumdung war, wenn man behaupten durfte, die innern Federn und Räder in der Staatsmaschine hätten nachgelassen. Aber der Gedanke, daß einst gewisse Dinge möglich werden können, macht zaghaft. Der Gedanke, daß eine Nation sich endlich für entwürdigt halten; daß einst an die Stelle unbestimmter Vorwürfe, die man längst der Regierung gemacht, eine auf Thatsachen, auf wichtige Thatsachen gegründete Verachtung treten und das allgemeine Gefühl werden könne; dieser Gedanke ist entsetzlich. Alsdann blieb dem Könige nichts übrig, als Ahndung. Alsdann hätte sich die Liebe für ihn in Haß verwandelt. Der Gemeingeist wäre ohne Rettung verloren gegangen. Je neuer ein solcher Zustand der Dinge bei uns gewesen wäre, desto unmöglicher ist es, vor-

auszusehen, wie weit es uns gebracht haben würde.

Wie dem auch sey, der Entschluß wurde gefaßt, die Armee in Bewegung gesetzt. So wie die Sachen standen, war es ohne Zweifel das allernöthigste. Man durfte sich nicht überraschen lassen; man konnte die Maaßregel nicht zu sehr beschleunigen. Sollte aber die Armee, sobald sie die Grenze berührte, still stehen, um die Absichten Frankreichs abzuwarten, und eine Vertheidigungsstellung annehmen? Oder wollte man durch diese nochmaligen Rüstungen dem Kaiser wieder furchtbar werden, um sich mit ihm noch einmal zu verständigen? Oder wollte der König, in der Ueberzeugung, daß es auf allen Wegen endlich doch auf einen Bruch hinausliefe, endlich einmal für allemal diesem fieberhaften Zustande ein Ende machen, Frankreich auf jeden Fall angreifen, und von dem Glück der Waffen ein Resultat erwarten, welches die friedliche Weisheit herbeizuführen dermalen unfähig war?

Unter diesen drei Voraussetzungen war

nur die letzte logisch richtig. Auf dem Punkte, wohin es gediehen war, war eine bewafnete Negociation ein Unding. Napoleon war zu groß geworden, seine eigene Größe band ihn zu sehr, als daß die schlagfertige Armee seines Gegners nicht in seinen Augen eine Schwierigkeit mehr zum Unterhandeln gewesen seyn sollte. Nach allem, was vorgegangen war, konnten zwei Heere, wie das seinige und das unsrige, nicht einander gegenüber stehen, ohne handgemein zu werden. Ueberdies war diese Anstrengung, von unsrer Seite, die letzte, wozu unsre Finanzen eben noch hinreichten; daher mußte man sich dem Falle nicht aussetzen, von neuem hingehalten, gefristet und im Kreise wieder auf den vorigen Punkt gebracht zu werden. Eben diese Gründe stießen jeden bloßen Vertheidigungsplan über den Haufen. Unsre Stellung allein, wenn sie sich bis zur Ungebühr verlängerte, mußte uns erdrücken. Ueberdies hatte ja der Kaiser schon der übrigen Vortheile so viele, daß wir thöricht gehandelt haben würden, ihm den Augenblick des Angriffs, den Plan

und die erste Aufstellung seiner Macht zu überlassen. Es kam alles darauf an, wenn wir einmal zu einem Entschluß schritten, uns nicht in der Beschaffenheit dieses Entschlusses zu irren. Sobald der erste Befehl an die Armee erlassen, das erste Bataillon aus dem Standquartier aufgebrochen war, mußte man auch den Krieg für erklärt halten, und die Vortheile benutzen, die uns der erste Ausschlag gewährte. Gegen alle Rathgebungen einer furchtsamen Klugheit taub, mußte man mit Blitzesschnelle über alles, was sich von Franzosen auf deutschem Boden befand, herfallen; und, da man sich einmal aus Verzweiflung zum Schlagen entschloß, sich als Verzweifelte schlagen. Ich will damit nicht behaupten, daß man viel gewonnen haben würde. Ein so unverhältnißmäßiger Kampf, wenn er auch der Ausbruch einer unaufhaltsamen Wuth war, hätte, wie jeder Anfall von Wuth, sich mit Ohnmacht geendigt. Aber die ersten Vortheile sind vielbedeutend im Kriege. Wir hätten durch die unsrigen vielleicht einige Staaten Deutschlands gewinnen, die moralischen Abstände

ausfüllen, dem Feinde seine eigenen Vortheile erschweren können, und wenigstens so viel erhalten, daß unsere Unfälle das nicht geworden wären, was sie geworden sind, eine rettungslose Katastrophe. Wer weiß, ob das vergossene Blut, nach welchem beide Völker dürstete, diesen Durst nicht gelöscht hätte; ob die gegenseitige Achtung ihrer Anführer in einem offenen Kriege nicht mehr Nahrung gefunden haben würde, als sie durch geheimen zurückgehaltenen Groll verlieren mußte; ob die Folge davon nicht ein unerwarteter Vergleich geworden wäre? Wer weiß, ob nicht ein solcher Vergleich, wobei Napoleons Interesse freilich vor allen Dingen befragt werden mußte, alles was ihm in der Nachbarschaft seines Reichs in dem Wege stehen konnte, beseitiget, und nun einmal für allemal Preussens Ruhe auf einen festern Grund gebaut, und es mit dem Schiedsrichter der Schicksale Europa's auf einen freundschaftlichen Fuß gesetzt haben würde? Nach einer strengen Züchtigung hätte unsere Nation an weiser Erfahrung gewonnen, und endlich ihr Glück fühlen gelernt.

Unsre schöne Armee wäre zugleich gehaltreicher und bescheidener geworden. Der König hätte fortan eine durch achtjährige Stürme erschütterte Regierung und durch so vielfältigen Kummer vergiftete Tage, wohlthätigen Tugenden gewidmet. Er hätte .... Trügerischer Traum! Dich träumten einige Weisen des Landes; ach! und sie träumten dich zu schön! Dagegen ging die öffentliche Hoffnung viel weiter in ihren phantasiereichen Spielen.

Es ist möglich, daß der innere Kampf des Königs zwischen seinen Entschlüssen und seinen Wünschen, ihn über die unabänderlichen Folgen seiner Zurüstungen ungewiß ließen; möglich, daß er noch im Halbdunkel der Zukunft einen Stral zur Ausgleichung hervorschimmern zu sehen glaubte. Eine Hoffnung dieser Art würde, wenigstens zum Theil, das unbegreifliche Mißverhältniß zwischen unsern Vorkehrungen und dem Zweck derselben erklären. Ich sage, zum Theil; denn auf alle Fälle hätte man sich stark zeigen müssen; und wem auch damals die Pflicht oblag, unsrer Armee eine kriegerische

haltung zu geben, ihn trift mit Recht der Vorwurf einer unverzeihlichen Sorglosigkeit. Doch sie entstand zugleich aus einer zweiten Quelle, aus jener Täuschung, die uns schon so oft nachtheilig gewesen, aus jenem blinden Selbstvertrauen, dem die Möglichkeit eines Unfalls unmöglich schien, und das in diesem Vernichtungskampf wie zum leichten gewissen Siege ging. Einer so beispiellosen Verblendung, einer so zuverlässigen Anmaßung fehlt es am Namen. Die Anstifter des Krieges zeigten sich hier an der Spitze; thätig und wirksam, so lange es darauf ankam, die Friedenspolitik des Königs gehässig und seine Minister zu Landesverräthern zu machen; aber ohne Leben und Kraft, wenn sie Gefahren voraussahn, oder in der Gefahr handeln und helfen sollten! Die Nation fand es leicht und angenehm, ihren Worten zu trauen; der Enthusiasm des Volks machte sie vollends schwindeln. Das Volk schien ein Fest zu feiern, und hätte Trauerkleider anlegen sollen; oder wenn es ein Fest seyn mußte, so hätte es das Fest des Leonidas und sei-

ner Spartaner seyn sollen, die sich durch Spiele auf einen gewissen Tod bereiteten, und sich im voraus mit dem reizenden Gedanken trösteten, ihre Pflicht erfüllen zu wollen. Napoleon, des Sieges gewiß, verdoppelte die Vorsichtsmaaßregeln, als wenn er sicher gewesen wäre, geschlagen zu werden. Wir hingegen, mit tausend Gründen zur Furcht, thaten nichts für den Rückzug, auf den Fall eines ersten Unfalls. Anstatt, sollte es auch nur in Eil und nach Art der Franzosen geschehen seyn, anstatt die Uebergänge der Elbe, Dessau, Wittenberg ꝛc. zu befestigen, setzten wir die Hauptstadt der Gefahr aus, wenn wir geschlagen würden, dem Feinde in die Hände zu fallen. Anstatt uns zu sagen, daß wir vielleicht bis an die Oder zurückgedrängt werden könnten, ließen wir militärische Schätze ruhig in Berlin aufgehäuft, und in den Festungen längs dieses Stromes schwachköpfige oder feigherzige Kommandanten. Wozu (dachten wir) wozu überhaupt Festungen? Unsere Feste war die Armee. Hinter diesem unüberwindlichen Bollwerke trotzten wir

der Zufälligkeit aller Dinge. Die Regimenter zogen hintereinander mit Siegesgesang durch die Hauptstadt, der Hause stürzte sich vor sie her, theilte ihre Freude, ihren Muth, und keine ahnende Wolke verfinsterte diesen schönen Himmel der Hoffnung.

Dem Herzog von Braunschweig war der Oberbefehl übertragen worden. In dieser Eigenschaft wird jeder bisher begangene Fehler für ihn ein Vorwurf. Er allein mußte die ersten Vorschläge thun und durchsetzen, und die in unsrer wirklich schwachen Lage unentbehrliche Vorsichtsmaaßregeln zugleich empfehlen und ergreifen. Der Herzog hatte sich im siebenjährigen Kriege durch einige Feldzüge ausgezeichnet, die mehr den schätzbaren als den glücklichen Feldherrn bezeichnen, und nachher durch seinen glänzenden Kriegszug nach Holland, und durch den Rückzug aus Champagne. Er besaß im hohen Grade den Muth welcher ausführt; weit weniger besaß er den Muth welcher entwirft. Er war Herr über sich im Getümmel der Schlacht, wie ein An-

derer in seinem Arbeitszimmer; aber in der Stunde des Entschlusses, betrogener Sklave seiner eigenen Klugheit; alle Fälle und Gegenfälle ängstlich berechnend und abwägend, und, um nichts zu wagen, keinen rasch ausführend; übrigens, als Staatsmann, scheu, bedächtig, weder dem Könige noch dessen Generalen Widerspruch bietend, während er mit seinem Rufe, seinen Erinnerungen, seinen Fähigkeiten, unter Friedrich Wilhelm III. und schon unter der vorigen Regierung, der Abgott der Nation und das Orakel des Hofes hätte seyn können. Ich habe nicht zu besorgen, daß diese Schilderung des Herzogs, selbst in dem glücklichen Ländchen, das er so lange beherrscht, und wo er viel schätzbare, aber meiner jetzigen Ansicht fremde Eigenschaften entwickelt hat, der Untreue beschuldigt werden dürfte.

Die Wahl eines solchen Generals war nicht glücklich getroffen. Denn, wenn es noch möglich war, Vortheile über die Franzosen zu gewinnen, so mußte es durch ein Uebermaaß von Kühnheit und Thätigkeit geschehen. Wenigstens aber glaubte man hof-

fen zu können, daß ein Feldherr, der nichts auf das Ohngefähr gab, sich und uns vor Fehlern bewahren würde, von denen man sich nicht wieder erholt. Auch hierin sollten wir betrogen werden. Nur diejenigen Wahrscheinlichkeiten, die uns verderben konnten, sind zur Wirklichkeit geworden.

Vor Ablauf Septembers stand die Armee längs der Saale. In der Zwischenzeit von der ersten Bewegung bis zu dieser Stellung waren die letzten politischen Zweifel von selbst verschwunden. Es war nicht mehr die Frage, ob sich vielleicht beide Theile noch verstehen könnten. Der Drang der Umstände hatte uns zu weit vorwärts geschoben; jeder Rückschritt war unmöglich. Wir waren theils durch die Hülfe gebunden, um die wir bei Rußland angehalten hatten, theils durch den Unmuth, den unsre Kühnheit in Napoleon rege machen mußte, theils durch die Stellung selbst die wir unsrer Armee gegeben hatten, und durch die Unmöglichkeit, uns einer ehrenvollen Ausflucht bedienen zu können. Folglich waren auch die Erklärungen zwischen beiden Kabinettern,

die man während der kriegerischen Bewegungen fortgesetzt hatte, bloße Förmlichkeiten. Man machte ihnen unsrer Seits dadurch ein Ende, daß man, auf den Fall, wo Frankreich den Frieden wollte, die Räumung Deutschlands von französischen Truppen als Garantie dieser Gesinnungen verlangte. Man durfte nicht hoffen, daß der Kaiser diese riesenhafte Forderung nur einen Augenblick der Untersuchung werth achten würde. Eine geheime Ahndung sagte uns sogar, wir wären ohne Rettung verloren, wenn Napoleon sie einginge. Denn auch unsere Armee hätte auseinander gehen müssen; und wäre sie wieder auf den Friedensstand gesetzt worden, so bedrohten uns jeden Augenblick neue Gefahren. Wir mußten uns schlagen; uns blieb kein anderer Ausweg.

Die Armee gewährte einen prachtvollen Anblick. Man kennt die Haltung der preussischen Truppen. Man denke sich, bei dem schönen vielversprechenden Aeußeren, die Menge der Truppen, den Ueberfluß an allen Kriegsbedürfnissen, die Freude auf allen

Gesichtern, die Ungeduld zu schlagen, die Gewißheit zu siegen, eben so ansteckend als die Furcht; man denke sich die alten Generale mit dem bescheidenen Ansehen, deren Runzeln an Friedrichs Thaten erinnerten; und neben ihnen die jungen Officiere, mit der herausfordernden Miene, und dem gewissen Vorsatze jene zu verdunkeln! Der kaltblütigste Augenzeuge bedurfte aller seiner Weisheit um sich nicht hinreissen zu lassen, und die Unglücksprophetan selbst mußten ihre Stirn aufheitern, wenn sie diesem Schauspiele zusahen.

Das Werkzeug, die Armee, war unvergleichlich. Der Künstler, von seinen Waffenbrüdern aus Wahl an ihre Spitze gestellt, blieb hinter ihrer Erwartung zurück. Bei ihm, dem Herzoge, offenbarten sich, statt aller vorigen, nur noch zwei Eigenschaften; Unschlüssigkeit und Schwäche. Das Alter hatte ihn, der in seinem Leben so schöne Momente gezählt, niedergedrückt. Er konnte sich zu nichts entschließen, bevor der letzte Mann nicht eingetroffen war. Wir hatten gleichwohl eine Avantgarde im Baireuth-

schen unter den Befehlen des Generals von Tauenzien, dem es nicht an Talent, Unternehmungsgeist und Thätigkeit fehlt, und hinter ihm das Corps des Fürsten von Hohenlohe, dessen Ruf als Krieger begründet ist. Man durfte sich nur mit allem was sich in ihrer Nähe befand, verstärken, und beide Corps bis an den Main vorschieben, wo die französischen Truppen, die seit dem Presburger Frieden noch in Deutschland waren, zerstreut lagen. Wäre man rasch zu Werke gegangen, man würde ihnen vielen Schaden gethan haben, und der Krieg fing mit glänzenden Vorzeichen an; ein großer Punkt bei einer verzweifelten Sache. Aber dem Herzog war es nicht gegeben, den Unterschied zwischen diesem und einem gewöhnlichen Feldzuge aufzufassen, und von der alten Straße abzugehen, die nicht mehr zum alten Ruhme führen konnte. Er fand sich nie stark genug, verlor Tage, verlor Wochen, war über den Operationsplan mit sich selbst nie eins. Doch nicht „mit sich selbst,“ mit dem Schwarm großer und kleiner Rathgeber, deren jeder seinen eigenen

Gedanken hatte, deren jeder sich zu den Berathschlagungen drängte, angehört, und aufs Wort geglaubt werden wollte, mit diesen konnte er nie zu einem festen Entschluß kommen. Er suchte unbeholfen und schwankend Licht bei andern, er, dessen Erfahrung unser letzter Trost war. Endlich wurde entschieden, daß unsre beiden Flügel den Thüringer Wald umgehen, und das Centrum ihn durchschneiden sollte, um dem Feinde so auf allen Punkten entgegen zu rücken. Es war zu spät. Napoleon war uns zuvorgekommen.

Napoleon hatte die Kriegsrüstungen von weitem gesehen. Lange wollte er unsrer Keckheit nicht Glauben beimessen. Aber sobald unsere Truppen Sachsen überschwemmt hatten, und ihm kein Zweifel übrig blieb, eilte er blitzschnell voraus. Seine Garden folgten ihm auf Wagen. Mit jener unnachahmlichen Raschheit, wodurch sich alle französischen Bewegungen auszeichnen, waren in wenig Tagen alle im Reiche zerstreuten Corps in eins zusammen gezogen, bildeten eine Armee, und sahen den Kaiser

an ihrer Spitze. Man erfuhr im Hauptquartier zu Erfurt, daß der Feind seine Hauptmacht gegen Hof richtete. Die Absicht war nicht zweifelhaft. Wir sollten auf unserm linken Flügel umgangen, und von den Magazinen abgeschnitten werden. Es war dasselbe Manöver als bei Marengo, bei Ulm; es war, mit einem Worte, was man das große Geheimniß der neuen Taktik zu nennen pflegt, und im Grunde nichts als eine kühnere Anwendung der Grundsätze der Kriegskunst, wie sie die Geschichte aller Jahrhunderte aufstellt. Nun gaben wir den ersten Operationsplan auf. Unser rechte Flügel, der schon jenseits Eisenach vorgedrungen war, mußte umkehren. Die Armee sammelte sich bei Weimar, um dem Feinde entgegen zu gehen; aber von dieser Stunde an war die Folge der Befehle eine Folge von Widersprüchen und Fehlern.

Unser Schicksal hing vom Fürsten Hohenlohe ab. Er führte den linken Flügel. Er mußte den ersten Stoß aushalten, und die leicht zu besetzenden Uebergänge der Saale dem Feinde verwehren. Statt dessen

zwangen ihn die Befehle des Herzogs sich über den Fluß und an die Hauptarmee zu ziehen, damit man sich in Masse schlüge. Dadurch wurde die ganze Lücke zwischen den Böhmischen Bergen und unseren Stellungen den Franzosen frei gelassen. Nun konnten sie ungehindert in Sachsens Ebenen dringen, nachdem sie ein erstes Corps, vom Prinzen Ludwig angeführt, der selbst auf dem Bette der Ehre blieb, aufgerieben hatten. Dieser junge Prinz, mit den glücklichsten Anlagen geboren, wäre bei reiferem Alter der Ruhm der preussischen Waffen geworden, ließ sich aber durch sein Feuer zu einem ungleichen Kampfe fortreissen, und fiel, das erste glänzende Opfer dieses Krieges, fiel mit dem Troste, sein Vaterland nicht überlebt zu haben.

Schon am 12ten Oktober bemächtigte sich der Feind ohne Widerstand der Stadt Naumburg und der daselbst von uns angelegten Magazine. Die Franzosen standen zwischen der preussischen Armee und der preussischen Hauptstadt. Die Erfahrungen des letzten Krieges waren für uns ver-

loren gegangen, und wir ohne Schlacht geschlagen.

Gerade um diese Zeit erschien das Manifest. Nichts war schlechter berechnet als diese Schrift. Denn, erstens, hat man immer Unrecht, die Sprache der Leidenschaft zu führen; selbst, als Sieger, bereut man es oft hinterdrein, sie geführt zu haben. Zweitens, zeigte das Manifest den König, so zu sagen, in einem neuen Lichte, ließ ihn aus seinem Charakter treten, setzte den weisen Fürsten gefährlichen Nachwehen und der ungleichen Meinung eines Feindes aus, in welchem Friedrich Wilhelm III. nie den großen Mann, den großen Kaiser verkannt hatte.

Man rückte gegen den Feind an, aber mit einem Heere, das die Nachricht einer ersten Niederlage und die Richtung, in welcher man es den Franzosen entgegenführte, bestürzt machen mußte; mit einem Heere, das seine Vorräthe verloren hatte, und sich in schrecklichem Mangel befand. Die Schlacht wurde am 14ten auf mehrern abgesonderten Punkten, ohne Einverständniß zwischen den

Corps, ohne Verbindung zwischen den Bewegungen, auf einem Felde geliefert, das man nicht einmal vorher untersucht hatte. Der Herzog hatte an nichts gedacht, weder an sich selbst und an die Zufälle die ihn betreffen konnten, noch an die Armee und einen Rückzug für sie, wenn uns das Glück nicht begünstigen sollte. Sobald er also verwundet und aus dem Gefecht geschaft worden, wußte kein General mehr, was er zu thun hatte. Man schlug sich aufs Gerathewohl; schlug sich anfangs gut; als aber der Soldat sah, daß man hier ein Regiment nach dem andern zur Schlachtbank führte, dort Regimenter im Kartätschenfeuer stehen ließ, weil kein Befehl kam ihre Stellung zu verändern; so verlor sich allmählich das Zutrauen; man fing an zu weichen; die Verwirrung nahm überhand; die Armee wurde zersprengt.

Der unglückliche König that Wunder der Tapferkeit. Vielleicht suchte er den Tod. Alle seine Bemühungen, die Schlacht wiederherzustellen, waren vergebens. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe todtgeschossen,

als er die Regimenter wieder gegen den Feind führen wollte. Schon war er beinahe umzingelt; nun erst gelang es einigen seiner Getreuen, ihn während der Finsterniß zu retten und in Sicherheit zu bringen. Seine Brüder zeigten sich ihres Ranges würdig, und gaben bis zuletzt das Beyspiel des Muths und der Kaltblütigkeit.

Eine verlorne Schlacht gegen die Franzosen war unter jeden Umständen ein grosses Unglück. Unter diesen Umständen, war alles zugleich mit ihr verloren. Die verschiedenen Rückzüge gingen ohne Ordnung, aufs Ohngefähr, nach allen Richtungen vor sich. Ein ansehnliches Corps warf sich weit hinter das Schlachtfeld in Erfurt, und mußte den Tag darauf mit den ersten Männern des Staats an der Spitze, kapituliren. Der größte Theil der Armee zog sich nach Magdeburg, und sammelte sich endlich unter dem Geschütze dieser Festung.

Wollten diese Ueberreste, von der Hauptstadt abgeschnitten, ihre letzte Zuflucht, die Oder, erreichen, so mußten sie einen Bogen durchlaufen. Der Sieger hingegen brauch-

te nur der Sehne des Bogens nachzugehen; und dieser Sieger war nicht gewohnt einen Vortheil zu übersehen. Zwei Tage nach der Niederlage von Jena, hatte er unsre Reserve bei Halle geschlagen, und acht Tage später hielt er seinen triumphirenden Einzug in Berlin.

Von dort aus eilten zahlreiche Corps nach allen Richtungen, um die Trümmer des Preussischen Heers vollends zu vernichten, welches vom Könige den Befehlen des Fürsten Hohenlohe anvertraut, in mehrern Abtheilungen den Oberfestungen zueilte. Ein Corps nach dem andern streckte die Waffen, einige ohne Widerstand, das Blüchersche nach einem vergeblichen Treffen, das aber den Anführer ehrte. Von einer ganzen Kriegsmacht, die so lange Europens Bewunderung auf sich gezogen, blieb nur noch die einzige Ostpreussische Brigade, die den Kriegsschauplatz nicht betreten hatte, und die Besatzung der Festungen übrig. Diese öfneten dem Sieger die Thore. Stettin und Küstrin ergaben sich einer Handvoll Reiterei; Hameln und Magdeburg kleinen Be-

lagerungscorps, die um die Hälfte schwächer waren, als die Besatzung. Spandau wartete die zweite Aufforderung nicht ab.

Hier laßt mich Athem schöpfen, nachdem ich die ewig denkwürdige Erinnerung an jene drey Wochen, die das Grab der Monarchie für uns gewesen sind, auf wenige Blätter zusammengedrängt habe. Die Thatsachen sind Niemanden unbekannt. Beschäftigen wir uns mit den Ursachen und den Folgen.

Die Nachricht der verlornen Schlacht versetzte Berlin in die äußerste Bestürzung. Man hatte nicht einmal gesucht, dem Publikum einen Theil der Wahrheit zu verheimlichen. Man hätte es, bei der allgemein entstehenden Bewegung, nicht gekonnt. Alles floh. Die Königinn reisete unter dem schmerzhaften Klaggeschrei eines trostlosen Volkes ab. Es blieb von der Königl. Familie bloß die verehrungswürdige Wittwe des Prinzen Heinrich zurück; sodann die erlauchte Familie Ferdinand, die der Hauptstadt das Beispiel aller Tugenden gegeben hatte, und ihr nun noch ein Muster der hohen

Würde im Unglück aufstellen sollte; endlich die interessante Erbprinzessin von Hessen, die kaum aus dem Wochenbette, ihre Augen an den Ueberblick unsers ganzen Elends gewöhnen mußte. Die Königl. Kassen wurden nach Stettin abgeführt. Der Schrecken erzeugte die Verwirrung. Man brachte Acten und Papiere in Sicherheit, und versäumte unschätzbare Vorräthe zu retten, womit der Krieg hätte fortgesetzt werden können.

In seinem Schmerze beschuldigte das von seiner eingebildeten Höhe herabgestürzte Volk alles, was ihm in den Weg trat. Gewöhnliche Ursachen gaben in seinen Augen nicht hinlängliche Aufschlüsse für das allgemeine Unglück; der Staat mußte schlechterdings verrathen, verkauft worden seyn. Schändliche Gerüchte entehrten die ersten Diener des Staates. Vor allen Dingen aber war die Armee, die Armee! der Gegenstand der Verwünschung. Die Offiziere (so hieß es) wären feige gewesen; dies sey die natürliche Folge der schändlichen Einrichtung bei uns, wo nur Adelige zu solchen Stellen befördert würden. So machte uns

die Verzweiflung ungerecht und grausam. Gedungene Federn wiederholten diese Vorwürfe so oft und unter so mancherlei Gestalten, daß es bis auf diesen Tag noch Volksklassen giebt, die sich ihren Wahn nicht nehmen lassen, und allen besseren Gründen der Einsicht und Mäßigung widerstehen.

Eine schlecht angeführte Armee war von einer bessern und besser angeführten geschlagen worden. So war es: und nichts mehr, nichts weniger. Um es zu begreifen, hatte man nicht nöthig, zu heimlichen Ursachen, zu schimpflichen Voraussetzungen seine Zuflucht zu nehmen. Am Tage vor der Schlacht gab es keinen vernünftigen Mann, der den Ausgang nicht vorhergesagt hätte. Um zwischen der Preussischen und Französischen Armee alles gleich zu machen, hätte jene den Vorzug der Stellung und der Anführung haben müssen. Aber schon am 13ten war es, nicht in den Augen des Kenners, es war für den letzten Soldaten einleuchtend, daß ausser seinen übrigen Vorzügen, der Feind auch im Besitze jener beiden war. Die Armee that ihre Schuldigkeit,

keit, in so weit man berechtigt war, sie von ihr zu verlangen. Manches Corps schlug sich gut, selbst nach dem Urtheile der Franzosen. Wenn aber, bei solcher Unordnung, nicht Anordnung im Oberbefehl, Soldaten zum erstenmal ins Feuer geführt werden, darf man nicht Wunder von ihnen erwarten. Was die Officiere betrifft, so kann ihnen nichts zur Last gelegt werden. Die Stimmen der Augenzeugen sind gesammelt, Züge von persönlicher Aufopferung, von Heldenmuth an das Licht gezogen worden. Das Verzeichniß unsers Verlustes an jenem unglücklichen Tage ist endlich bekannt, authentisch, mit Beweisen versehen. Man weiß, daß mehrere Regimenter die Hälfte ihrer Officiere verloren. Man weiß, daß, fast in allen, die große Anzahl der verwundeten und getödteten Officiere in keinem Verhältniß mit den Gemeinen steht. Sie haben sich wie Männer von Ehre gehalten; wie konnten sie anders? Denn, ohne hier auf das Maaß ihrer Ausbildung und Moralität Rücksicht zu nehmen, war die Ehre ihre erste geistige Nahrung gewe-

sen. Es war ein herzzerreissender Anblick, diese Unglücklichen, nach der Schlacht, und noch eine geraume Zeit nachher, zu sehen, wie sie ohne Vaterland, ohne Achtung umherirrten, mit der Vorstellung, was sie hätten werden, leisten können, wenn sie dem Fehler eines einzigen Mannes nicht wären aufgeopfert worden, und jetzt unschuldig verhöhnt und verspottet. Doch diese letzte Behandlung schrieb sich von frühern Zeiten her: das Publikum übte eine ältere Rache an ihnen aus. Schon längst hatte es bei uns eine Art von Ranghaß zwischen Adeligen und Nichtadeligen, oder vielmehr zwischen dem Soldaten- und Bürgerstande gegeben. Im Genuß so vieler Freiheiten, litt das verzogene Kind des Volks den Widerspruch nur mit ungeduldigem Unwillen. Das junge Corps der Officiere setzte es bisweilen auf diese empfindliche Probe. Mit der äußern Achtung, die sie der Uniform und dem Degen verdankten, ausgerüstet, hatten sie nicht immer den Edelmuth, zu denken, daß eben diese Abzeichen ihnen die Bescheidenheit zur Pflicht machen sollten. Sie fehlten

hierin, und fehlten um so mehr, da es leicht bei ihnen in Gewohnheit, in Ton ausarten konnte, und solche Gewohnheiten bisweilen den Lehren des Unglücks widerstehen. Aber man vergesse ja nicht, daß bei den adeligen Officieren dieser Vorwurf auf ihren Berufs-Stand, nicht auf ihren angebornen fiel; das Publicum verwechselte beide Verhältnisse in ihnen, das militärische Vorrecht mit dem Erbadel; und in dem Lande, wo der Adel am wenigsten unterdrückte, ist er am bittersten angefeindet worden.

Man wird sich erinnern, daß ich in dem ersten Theile dieser Schrift einige Worte über die ausschließliche Regel habe fallen lassen, die bei der Wahl unsrer Officiere angewendet wurde. Risse der König, nach unsern Unglücksfällen, die Schranken der alten Verfassung ein; stände in Zukunft allen Volksklassen der Weg und die Hoffnung zu allen Stellen offen, so darf ich mir schmeicheln, daß Officiere, aus dem dritten Orden gewählt, sich bemühen würden, darzuthun, daß bei uns die Ehre das Erbtheil der ganzen Nation ist. Doch diese

Aufgabe, so süß es wäre darauf rechnen zu dürfen, muß erst gelöset werden. Vorher ergehe ein Aufruf an unsre Menschlichkeit, und noch mehr an unsre Gerechtigkeit! Schämen wir uns, aufs Ohngefähr Beschuldigungen zu wiederholen, die den Ankläger allein beschimpfen! Rächen wir nicht an einer ganzen achtungswürdigen unglücklichen Klasse das Vergehen einiger Einzelnen! Bedenken wir, daß es eben diese Leichtsinnigen sind, auf die wir mit Recht zürnen könnten, die unsern Blicken trotzen; daß aber unser Auge vergeblich nach jenen vielen Männern von Ehre späht, die in ihrer geheimen Stätte über ein Vaterland trauren, das sie nicht retten konnten, über einen Waffenruhm jammern, der, ohne ihr Verschulden, mit der Blüthe ihrer tapfern Kriegesgenossen begraben liegt!

Die Begebenheiten, welche schnell auf die Schlacht folgten, lassen sich nicht anders als durch augenblicklichen Irrsinn erklären. Armeen, die sich in ganzen Massen ergeben; Festungen, die auf einen Pistolenschuß fallen; — es konnten nur Folgen einer allgemei-

nen Zerrüttung seyn. Jemehr sich der Soldat vorher über die Gefahren des Staats getäuscht und verblendet hatte, desto größer sah er sie, als ihm die Augen aufgingen. Erst glaubte er alles zu gewinnen; jetzt hielt er alles für verloren. Der Muth ist wie die Liebe: er lebt von Hoffnung. Die Anführer gingen von dem Grundsatze aus, der Staat sey nicht zu retten. Sie zweifelten vollends nicht mehr daran, als unser Unstern wollte, daß Küstrin, dieses Bollwerk der Monarchie hinter der Oder, durch die strafbare Feigheit seines Kommandanten fallen, und Stettin von einem wieder zum Kinde gewordenen Gouverneur an wenige Reiter übergeben werden mußte. Beide Schändlichkeiten, denen es auch am Anstrich von Entschuldigung fehlt, vermehrten den tiefen Eindruck, den einige Tage früher das räthselhafte Betragen des Fürsten von Hohenlohe gemacht hatte. Ein General voll Ehre und Patriotism, im Begriff die Oder zu erreichen, in einer unangetasteten Gegend, wo die Franzosen nach ihm alles im Ueberfluß fanden, mit reich-

lichem Schießbedarf versehen, wie es einer der würdigsten Artillerieofficiere vor kurzem dargethan — ergiebt sich einer feindlichen Avantgarde, während seine eigenen Soldaten, mit dem Aufschrei der Verzweiflung, sich zum Schlagen erbieten! Diesen Feldherrn nach unvollständigen Anzeigen beurtheilen, ihn richten wollen, hieße in die Klasse der elenden Winkelrichter herabsinken. Er selbst mag einst den Schleier lüften, der über dieses unglückliche Ereigniß verbreitet ist. Bis dahin begnügen wir uns über die Folgen zu jammern! Denn durch das gegebene Beispiel, durch den Verlust unsers stärksten Armeecorps und der übrigen Divisionen, den er nach sich zog, durch den Fall von Küstrin und Stettin, der dem Feinde das Herz der Monarchie öffnete, ließen sich, in andern festen Plätzen, bis dahin unbescholtene Männer bewegen, ein Gleiches zu thun. In ihren Augen hatte die Monarchie aufgehört. Wozu, ohne Noth, brave Soldaten aufopfern? Wozu blühende Städte verbrennen lassen? Magdeburg und Hameln ergaben sich, wie Memel sich würde

ergeben haben, wenn die Franzosen bis dahin gedrungen wären. Schreckliche Schlußfolge! Wahre Kriegslästerung! Betragen, auf welches im militärischen Gesetzbuche unvermeidliche Strafe, und im Gesetzbuche der Vernunft, mehr noch als Strafe steht. Denn was würde aus den Staaten, wenn jeder Officier über die Wichtigkeit seines Postens aburtheilen dürfte, wenn ein erster Unglücksfall die Entschuldigung zu einem zweiten würde! Wir werden sehen, wieviel uns zwei oder drei Generale gekostet haben!

Doch, ehe wir zu den politischen Resultaten übergehen, bleiben wir noch einen Augenblick bei einem tröstlichen Vergleichungspunkte stehen! Er diene uns dazu, die preussische Armee richtig zu beurtheilen; er zeige uns, was sie in sich selbst vermochte, und wie wenig daran fehlte, sie zu ihrer vorigen Höhe zu erheben! Noch war die Division von Ostpreussen unversehrt. Wir werden sie bald auf dem Kriegsschauplatze sehen, und uns mitten unter die Preussen vom Jahre 1756 zurück versetzt finden. Ich werde Thatsachen angeben. Sie werden

die Flecken des ersten Feldzugs vertilgen, und den zweiten ehrenvoll für uns machen.

Es ist Zeit, uns nach Ihm umzusehen, der mitten im allgemeinen Umsturz der Dinge weniger unglücklich gewesen seyn würde, wenn er weiter nichts als einen Thron zu verlieren gehabt hätte. Aber sein Volk, seine Pflicht, waren die quälenden Bilder, die ihn unabläßig verfolgten. War sein Volk ohne Hoffnung verloren und der Verzweiflung Preis gegeben? War er gewiß, seine Fürstenpflicht erfüllt zu haben, als er einer Gefahr entgegen ging, deren Umfang sein Vernunftblick übersehen hatte? Nach der Schlacht von Jena hatte er sich zur Armee bei Magdeburg begeben. Hier war es nicht schwer zu entscheiden, was zu thun sey. Der Friede war das letzte Brett in diesem Schiffbruche. Jedermann rieth dazu, selbst die Halsstarrigsten. Er mußte um jeden Preis erkauft werden. Jena hatte Alle belehrt und folgsam gemacht. Man schickte den Marquis Lucchesini in das französische Hauptquartier, um im Namen Seiner Preussischen Majestät den Frieden zu suchen.

Einige Tage später ward ihm der General Zastrow zugegeben.

Nachdem der König seiner Armee den Befehl hinterlassen, sich in Eilmärschen an die Oder zurückzuziehen, eilte er selbst voraus, und begab sich nach Küstrin. Man hat die doppelte Frage aufgeworfen, warum die Armee nicht unter den Wällen von Magdeburg stehen geblieben, und warum der König sie verlassen habe? Hätte man den Franzosen Zeit gelassen, die Marken mit ihren Truppen zu überschwemmen, und der Holländischen Armee, von einer andern Seite heranznkommen, so wäre die preussische, an einen einzigen festen Punkt gelehnt, in wenig Wochen ohne Mundvorrath gewesen, und in Masse aufgerieben worden. Mit Anstrengung und Schnelligkeit hingegen, konnten die Truppen vielleicht noch die Oder erreichen, unter dem Schutze der dortigen Festungen wieder Athem schöpfen, die Russen erwarten, den Friedensverhandlungen einiges Gewicht geben. Der König, für seine Person, durfte nicht in Magdeburg bleiben; er mußte nach den Provinzen eilen, die noch zu retten

waren. Ohne ihn, würden die dortigen Behörden, wie die übrigen in Furcht gesetzt, nichts von dem gethan haben, was der Augenblick befahl. Die Gegenwart des Monarchen allein konnte den Befehlshabern Nachdruck geben, und dem Volke wieder Muth einflößen. Vor allen Dingen aber war seine Gegenwart nöthig, die Verbindung mit Rußland zu beschleunigen; denn nach Rußland kehrten sich unsre letzten Blicke, wenn der Friede nicht angenommen wurde. Der König ordnete zwar für jedes der neu entstehenden Bedürfnisse die schleunigsten und heilsamsten Maasregeln; aber kaum hatte er Küstrin im Rücken, um in Preussen den Marsch unsres letzten Corps, dessen Stellung ins Feld, und vor allen Dingen die Annäherung der Russen zu beschleunigen, als zwei oder drei Niederträchtige dem Staate den Todesstreich versetzten.

Die beiden Preussischen Unterhändler hatten beim Kaiser Napoleon weniger Schwierigkeiten angetroffen, als sie es sich vermuthen waren. Schon vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten hatte dieser Fürst eine

friedliche Sprache geführt. Ein unerklärlicher Kontrast, der so oft durch alle politische Rechnungen einen Strich zog, und bei uns die Marter des Kabinets war! Kaum vier und zwanzig Stunden vor der Schlacht hatte er einen Brief voll tröstlicher Gesinnungen an den König geschrieben. Der Brief gelangte zu spät an diesen. Es war kein Unglück, wie es Viele geglaubt haben; denn in der verzweifelten Lage, worin sich die Preussische Armee befand, abgeschnitten, ohne Brod, konnte sie ihr Schicksal keiner Erörterung überlassen, wenn diese auch nur vier und zwanzig Stunden gedauert hätte, sondern mußte sich vor allen Dingen einen Weg bahnen. Die Herrn von Lucchesini und Zastrow überbrachten dem Könige die Bedingungen, unter welchen der Kaiser das gute Vernehmen zwischen beiden Staaten wieder herstellen wollte. Sie waren hart, allein unsern Unfällen angemessen. In Vergleichung mit dem nachherigen Tilsiter Frieden, waren sie für ein Glück zu achten: sie ließen uns Magdeburg, die Altmark; von Südpreussen geschah keine Erwähnung.

Fünf und zwanzig Millionen Thaler sollten als Contribution erlegt werden.

Friedrich Wilhelm unterzeichnete mit wundem Herzen, was der Stärkere vorgeschrieben hatte. Es fehlte nur noch die Unterschrift des Kaisers.

In der Zwischenzeit verging kein Tag, wo dieser Monarch nicht Nachrichten erhielt, die ihn eben so sehr in Erstaunen setzen mußten, als sie uns zur Verzweiflung brachten. Die Capitulation von Prenzlow, die bald nachfolgenden, der Fall von Küstrin, Spandau, Hameln, Magdeburg, lauter Begebenheiten, die Napoleon nicht für möglich halten konnte, wenn er auch seine Vortheile mit der ganzen Kraft seines Genies verfolgt hätte, ließen ihn seine Lage unter einem neuen Gesichtspunkt betrachten. Es waren nicht die bloßen Folgen eines Sieges, die vor ihm lagen. Beinahe die ganze Preussische Monarchie war sein; ihre militairischen und geographischen Hülfsquellen sein; die Oder und deren Hauptübergänge sein. Er konnte ungehindert bis an die Weichsel vordringen. Sollte, wie

nicht zu zweifeln stand, die Fehde zwischen Rußland und Frankreich nicht anders, als mit den Waffen in der Hand, beigelegt werden können, so war der günstige Zeitpunkt erschienen. Er war einzig in seiner Art. Der Kaiser wollte ihn benutzen, um den letzten Kampf zu bestehen, der dem Continente vorbehalten war, und sein neues System auf eine Grundlage zu bauen, die nicht mehr erschüttert werden könne. Er brach die Unterhandlungen ab. Er ließ seine Truppen nach Südpreussen vorrücken. Er berief die alten Polen unter seine Fahnen; und als von dieser Seite sich eine schnelle furchtbare Insurrection bildete, als dieses neue Werk der Franzosen uns mächtig bedrohte, ließ er dem Könige, statt des Friedens, einen Waffenstillstand anbieten.

Die Bedingungen des neuen Vorschlags waren, daß Colberg, Danzig, Graudenz, Glogau, Breslau den Franzosen überliefert werden sollte. Der König, mit allen Truppen, die ihm noch übrig blieben, sollte innerhalb der Gränzen von Alt-Preussen sich zurückziehen, und daselbst unbeweglich

und keinseitig bleiben, bis die große Fehde zwischen Rußland und Frankreich ausgefochten sey.

Die Preussischen Unterhändler unterschrieben. Der König versagte seine Bestätigung. Keiner wünschte den Frieden inniger als er. Keiner fühlte, wie er, die Nothwendigkeit der zu bringenden Opfer. Gleichwohl konnte die Stimmenmehrheit im geheimen Rathe seinen Entschluß nicht wankend machen. Der Augenblick war in seinen Augen da, wo der reine lautere Fall der Selbstvertheidigung eintritt, wo alle Fragen wegfallen, alle Untersuchungen überflüssig sind. Und, in der That, hatte sich Frankreich nicht über die künftigen Friedensbedingungen erklärt. Es hatte bloß die Uebergabe unserer letzten Festungen verlangt, ohne dieses blinde Zutrauen mit der geringsten Gegenversicherung zu erwiedern. Noch mehr. Es hatte geglaubt, Englands Stolz durch die drohende Stellung, die es annahm, bändigen zu können; und da es damals gegen die Tyrannen der Meere die Mittel noch nicht in Händen hatte, die es späterhin dem Tilsiter Frie-

den verdankte, so hatte der Kaiser die Erklärung von sich gegeben, daß die eroberten Staaten in seinen Händen als ein Unterpfand anzusehen wären, das er bis zum allgemeinen Frieden nicht fahren lassen würde. Dieses hieß uns sogar den Traum der Hofnung rauben; denn in London würde man keine Negerhütte aufgeopfert haben, um uns Kronen zu erhalten. Ueberdieß, wenn wir den Waffenstillstand unterschrieben, so beraubten wir uns der einzigen Stütze, die noch einige Kraft für uns haben konnte; wir wurden an Rußland meineidig; wir verriethen es um eines eingebildeten Vortheils willen: denn diese Waffenruhe, die der Traktat dem Könige in einem kleinen Winkel seiner Monarchie versprach, wäre nur die Ruhe eines Augenblicks gewesen; die von uns verlassenen Russen hätten keine Schonung gekannt; Preussen und unsre dortigen Hülfsquellen wären ihnen nothwendig geworden; sie hätten unsre gezwungene Neutralität nicht geachtet; und der König, ohne Bundesgenossen, ohne Garantie, ein Schlachtopfer des Krieges, wäre endlich noch das Opfer des Friedens geworden.

Aber des Königs Verweigerung, den Traktat zu unterzeichnen, so gerecht sie war, so sehr machte sie einen entgegengesetzten Entschluß nothwendig, der in seinen Folgen nicht berechnet werden konnte. Schon hatten die Feindseligkeiten zwischen den Franzosen und Russen angefangen. Das erste Armeecorps, welches auf die Bitte seines Bundesgenossen, des Königs, der edle Alexander zu der Zeit abgeschickt hatte, als der Krieg im Berliner Kabinet unwiederruflich beschlossen war, stand noch zu fern, um uns die großen Streiche zu ersparen, war zu schwach, um den Franzosen, die, wie ein Waldstorm ganz Südpreussen überschwemmt hatten, Widerstand zu leisten, hatte sich, immer schlagend, bis an den Buch zurückgezogen. Dahin kamen nun, mit jedem Tage, neue Verstärkungen. Die Russen zeigten sich nicht mehr, wie sonst, als bloße Hülfsmacht, auf dem Schauplatze. Der Krieg mit dem Schwächern war vergessen. Der nahe Zusammenstoß der zwei mächtigsten Mächte zog die Augen von Europa auf sich. Preussen mußte zerdrückt werden. Aber Preussen

konnte nichts mehr für sich thun. Ohne Hoffnung von Seiten Frankreichs, seitdem die Verhandlungen abgebrochen waren, mußte es sich Rußland in die Arme werfen, und noch einmal seine politische Existenz auf die Ungewißheit und den Ausgang dieses entscheidenden Kampfes ankommen lassen.

Unsre Truppen stießen zur Armee des Generals Benningsen. Der Krieg erneuerte sich mit Wuth. Weder die Strenge der Jahreszeit, noch die Unwegsamkeit der Heerstraßen, weder Krankheiten, noch der Mangel an Allem, konnte dem gegenseitigen Ingrimm der Gemüther Einhalt thun. Man suchte sich von beiden Seiten auf, man that von beiden Seiten Wunder der Tapferkeit, des Ausharrens, bis endlich das schreckliche Gemetzel von Eylau beide Heere zwang auszuruhen, um wieder Athem zu schöpfen.

Napoleon hatte sich selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen. Jeder andere würde für den Muth, der ihn vom Rheinufer in Preussens Moräste versetzt hätte, theuer gebüßt haben. Hier hatte sein Gegner alle Vortheile der Gegend, der Nähe, der Landes-

kenntniß für sich. Hätten die braven Russen an ihrer Spitze einen Anführer gehabt, der dem Anführer der Franzosen, ich will nicht sagen, gleich, der ihm nur etwas näher gekommen wäre, so war die Lage der Letztern bedenklich. Allein man wußte keinen Vortheil zu benutzen. Nach der Schlacht bei Eylau, die für keinen Theil ein Sieg oder eine Niederlage, aber ein zweifelhaftes Schlachten, ein Gemetzel war, das nur am folgenden Tage ein Sieg für den Kühnern ward, der sich ihn anmaßte und ihn verfolgte; nach dieser Schlacht zog sich das Russische Heer nach Königsberg zurück. Gleichwohl war an sich ein unentschiedenes Treffen für die Franzosen weit nachtheiliger als für die Russen. Jene hatten Festungen im Rücken, die wir noch besetzt hielten; ihre Verbindungen waren, wo nicht unterbrochen, doch schwierig und auf Umwegen; ihre Lebensmittel zogen sie aus einem aufgezehrten Lande. Ihre Soldaten waren weder mit der Jahreszeit, noch dem Boden bekannt. Die Russen hingegen, standen an der Quelle ihrer Bedürfnisse, führten

den Krieg unter ihrem Himmelsstrich, hatter hinter sich Königsberg, das Meer, den Ueberfluß, wenn sie beides benutzen wollten, und einen sichern Rückzug, wenn sie das Glück verließ. Bei so bewandten Umständen wagt ein Feldherr etwas ohne Furcht. Allein, es stand geschrieben, daß dem militärischen Ruhme Napoleons nur dieses Eine fehlen sollte, — sich mit einem würdigen Widersacher zu messen.

Dabei war gleichwohl die Masse des Widerstandes, den er zu überwinden hatte, so groß, daß er, wo ich nicht irre, den fortdauernden Gebrauch seiner Hülfsquellen nie so nöthig hatte, als jetzt. Die Unerschrockenheit der Russen hatte die Bewunderung der Franzosen selbst verdient. Neben ihnen, jenseits der Weichsel, hatte der Kaiser einen zweiten Feind wiedergefunden, den er streitlos gemacht zu haben glauben durfte, und der ihm sehr verschieden von dem schien, den er bei Jena geschlagen hatte. Die Preussischen Truppen hatten sich von ihrer ersten Bestürzung erholt. In Preussen konnten sie nicht, wie in Thüringen, in Masse geworfen wer-

den, weil es selbst den Wundern der französischen Taktik physisch unmöglich geworden war, in einer Entfernung von zweihundert Meilen, auf allen Punkten von feindlichen Stellungen umgeben, und von den Beschwerlichkeiten der Märsche mehr ermüdet als vom Getümmel der Schlachten, sich mit derselben Schnelligkeit zu bewegen. Unsre Soldaten hingegen hatten sich in kleinern Treffen zu größern vorbereitet. Unsern Officieren waren die Erfahrungen nicht mehr fremd, die man nur in Feldlagern, nicht im künstlichen Schattenkriege einsammelt. Der Muth, der Patriotism war der alte; aber er hatte aus dem Zutrauen in gute Anführer, aus dem Zutrauen in sich selbst, neue Kräfte gesogen, und sich vom ersten Schlage erholt. Der König ließ einen Aufruf ergehen, der bei dem Feigen Furcht vor drr Strafe erweckte; er ließ gegen die Urheber unserer Unfälle Erklärungen ausgeben, die den Schwachen zur strengsten Pflicht zurückriefen. Die Armee zeigte sich ihres Namens würdig. Bei Eylau beschloß unser tapfere Lestocq mit seinem Corps

den Kampf des Tages. Die Franzosen ließen der glänzenden Tapferkeit unsrer Truppen Gerechtigkeit widerfahren, und die Russen waren groß genug zu gestehen, daß sie ihnen ihr Heil verdankten.

In den Festungen zeigten edle Kommandanten sich in einem andern Lichte, als ihre niederträchtigen Waffenbrüder. Denn Napoleon beschäftigte sich nicht mit einem Gegenstande allein, er umfaßte sie alle; unsere Festungen wurden fast zu gleicher Zeit angegriffen. In Schlesien überließ er seinen Hülfstruppen die Sorge und die Ehre der Eroberung. Hier hatten wir blos zusammengeraffte Haufen von Flüchtlingen, Rekruten, Ausreissern. Die Vertheidigung der Festungen theilte unsre ohnehin unbedeutende Macht. Die Provinz hat glänzende Vorfälle, einen schönen Widerstand aufzuweisen; aber zugleich auch schändliche Erinnerungen zu verbergen, die den Unwillen des Patrioten erregen; und Schweidnitz wird von den braven Schlesiern nur mit Erröthen genannt.

Aber in Preussen, aber in Pommern, in dieser Lieblingsprovinz des großen Friedrich,

sind alle Erinnerungen rein und lauter geblieben. Nach der Schlacht von Eylau, zog sich Napoleon, um seinen von Mangel und Märschen erschöpften Truppen Erholung zu verschaffen, links, in die fruchtbare Gegend von Marienwerder und Elbingen. Man hatte den Fehler begangen, ihn so weit kommen zu lassen. Seine Armee fand in dieser Gegend den Ueberfluß und etwas Ruhe. Aber die Ruhe der französischen Heere gleicht der Thätigkeit anderer. Während in Cantonnements, die einer unermeßlichen Festung glichen, die Hauptarmee den feindlichen Cantonnirungen gegenüber lag, unternahm ein Corps im Rücken die Belagerung von Danzig, ein Zweites die Einschließung von Graudenz, ein Drittes die Berennung von Kolberg. Aus dem Hauptquartier leitete der Kaiser zwanzig Operationen zu gleicher Zeit; befahl die Bewegungen in Schlesien, vollendete die Polnische Insurrection, sorgte für die Bedürfnisse des nächsten Feldzuges, erschuf neue Heere in Frankreich, gab dem erstaunten Norden das Schauspiel von zwanzig verschiedenen Nationen, unter den

Flügel des Französischen Adlers vereinigt, von Bundesgenossen seit immer, von Bundesgenossen seit gestern, von Truppen, deren jede mit verschiedenen Antrieben, jede mit verschiedenartigem Interesse ins Feld zog, die aber alle von einem Geiste in Bewegung gesetzt, von einem höhern Wesen zu einem und demselben Ziele geführt wurden.

Die politischen Verhandlungen beschäftigten den Kaiser, wie die Leitung des Krieges. Mehr als ein Versuch den Frieden wieder herzustellen, scheiterte und betrog die leichtgläubige Hoffnung. Ein General, den er seines ganzen Zutrauens würdigte, wurde nach Memel zum Könige geschickt, um sich mit ihm zu verständigen. Es war zu spät. Der von Russischen Heeren umgebene, und in einen Winkel seines Landes eingezwängte Monarch hätte vergebens den Vorschlägen sein Ohr geliehen. Sein Schicksal lag in den Händen seines Bundesgenossen. Ihm selbst blieb kein Entschluß übrig.

Die Erhaltung von Danzig war für die Alliirten von einer Wichtigkeit, die sie in ihrem ganzen Umfange einsahen. Gleichwohl standen

beide Heere drei Monate einander gegenüber, ohne daß der General Benningsen den geringsten Versuch gewagt hätte, die Stadt zu befreien. Einige Verstärkung zur See war alles was der Gouverneur erhalten konnte. Bald wurde ihm auch diese letzte Hülfe mit einem Posten entrissen, der seine Verbindung mit dem Hafen unterhielt. Der nun sich selbst überlassene General, Graf Kalkreuth, that alles was von einem Zögling des großen Friedrich zu erwarten stand. In einem unregelmäßig befestigten Platze erschöpfte er alle Hülfsmittel, die Kunst und Muth dem großen Feldherrn darbieten, und nach einer eben so langen als ehrenvollen Vertheidigung, kapitulirte er unter Bedingungen, die das hohe Urtheil über ihn vollenden.

Graudenz und Kolberg waren glücklicher. Beide Festungen wehrten sich mit der nehmlichen Unerschrockenheit, hielten sich aber bis zum Frieden, und öffneten ihre Thore nur dem Ueberbringer dieser tröstlichen Nachricht.

Edler Courbiere, tapferer Gneisenau, empfanget Beide hier den Zoll der National-dankbarkeit! Eure Namen wiederholt man mit Freude; sie trösten uns über einige andere Namen, die unsre Tagesgeschichte verunstalten. Genießt Euren Ruhm, und die Achtung Eures liebenden und geliebten Monarchen! Freuet Euch der Stelle, auf welche Euer Muth Euch erhob. Ihr seyd es, und Euresgleichen, auf die unsre Blicke mit schmerzhaftem Wohlgefallen sich wenden, so oft der stolze Ausländer unser Verdienst nach unsern Unfällen schätzt!

Und auch Ihr, deren bescheidene Tugenden keinen Sporn kannten, als die Pflicht, brave Bürger von Kolberg, die Ihr mit trocknen Augen den Schutt Eurer Häuser betrachtetet, und mit den Soldaten willig und gern die Wachen der Nacht, die Mühseeligkeiten des Tages theiltet, edle Söhne jener Bürgerhelden, die im siebenjährigen Kriege, fast allein, ihre schwache Mauren gegen ein Kriegsheer vertheidigten, nehmt unter Euren Mitbürgern die Stelle ein, die

Euch gebührt. Friedrich Wilhelm gieße über Euch Belohnungen und Ehrenzeichen aus. Die Nation wird sie Euch nicht neidisch misgönnen. Sie macht Euch den Preis der Liebe und Treue streitig. Aber Ihr gabt ein großes Beispiel von Geduld und Aufopferung. Euch gebührt unstreitig das Vorrecht!

Kaum war Danzig gefallen, als die Alliirten von ihrer Unthätigkeit sich erhoben. Sie griffen fast im nehmlichen Augenblick die ganze Französische Linie an. Der günstige Augenblick war nicht mehr. Napoleon, befreit von der Sorge der Belagerung, verstärkt mit allen Truppen, die sie vollendet hatten, konnte von neuem angrifsweise verfahren. Vom 5. bis zum 14. Julius, flossen von beiden Seiten Ströme Bluts. Es erfolgte ein unaufhörliches zehntägiges Gemetzel. Die Russen schlugen sich wie Löwen, zogen sich aber nach jedem Treffen zurück. Endlich ließen sie sich von Königsberg abschneiden, und mit der Schlacht bei Friedland schloß sich das blutige Trauerspiel.

Die beiden Kaiser kamen zusammen. Von diesem Augenblicke hörte die Fehde auf. Eine aufrichtige Versöhnung, und, wie es scheint, die engste Verbindung trat an die Stelle. Der Friede war nur die erste Folge der veränderten Gesinnungen. Die Vereinigung des ganzen Continents zu einem politischen Grundsatze, sollte bald nachher das große Resultat davon werden.

Preussens Schicksale wurden, was sie werden mußten, eine Beigabe, ein von beiden Monarchen, nach gleichseitigem Hauptinteresse abgewogenes und bestimmtes Nebengeschäft. Wäre Alexander von Beiden der Glücklichere gewesen, er würde mehr für seinen Freund gethan haben. Möge das große Verhältniß, dessen vom Geschick auserſehenes Opfer wir fallen mußten, das seyn, was es für Europa zu werden verspricht, das Band der Nationen und das Siegel eines dauerhaften Friedens!!

Der Tilsiter Friede hat Preussen die Hälfte seiner Provinzen, eine Bevölkerung von fünf Millionen Seelen, seinen Rang

unter den Mächten von Europa gekostet, und wird für dasselbe in den übriggebliebenen Staaten, der Grund zu einer langwierigen Ohnmacht seyn. Seit Roms Traktaten mit den überwundenen Königen, ist auf keinen unglücklichern Krieg, ein bejammernswürdigerer Friede erfolgt. So endigte, nach neun Jahren, und nachdem Beides, die Hofnungen der Weisheit und der Wahn der Verzweiflung, zu Schanden geworden, Preussens Kampf mit seinem schwarzen Verhängniß.

O Friedrich Wilhelm, o mein edler Fürst, sey, wenn Du es vermagst, Herr über Deinen Schmerz. Machen die Gegenstände, die Dich umgeben, ihn lebendiger, so kehre in Dich selbst zurück. In Deinem Gewissen, in Deiner himmlischen Seele liegt für Dich der Trost. Deine Krone war in Deinen Augen weniger als die Pflicht. Du hast lange Deinem Volke, was Andre den Ruhm nennen, aufgeopfert; Du hast ihm zuletzt ein größeres Opfer gebracht. Du hast Dein Leben gewagt; nicht viel in Deinen

Augen, denn Du liebtest es nur für uns. Aber du hast auch unser Glück gewagt, und wenn Du fortfährst, Dich zu verkennen, so wird dieser Gedanke ein schleichendes Gift für Dich werden, das Deine Tage verkürzt. Nein, Du bist unschuldig an unserm Fall. Der Tilsiter Friede ist ein Erbe, das Dir Dein Vorgänger hinterließ. In den Jahren 1791 und 1795, in Pilnitz, in Grodno, als unsre Adler in Champagne weheten, als der Name Polen ausgestrichen wurde, unterzeichnete Preussen sein Todesurtheil. Du hast Dich lange genug gegen die Folgen von Fehlern gesträubt, die Du nicht begangen. Begebenheiten, stärker als alle Menschenweisheit, haben Deinen Thron langsam untergraben. Dir blieb, bei der Wahl des Entschlusses, nur die Wahl des Uebels. Du hättest nichts gerettet, wenn Du früher zu den Waffen griffest, denn Du vermochtest nichts gegen die Natur der Dinge. Du hättest wenig gerettet, wenn Du sie für eine andre Sache führtest; denn der Irrthum der vor Deiner Regierung über

Preussen gewaltet, machte Dich eben so schwach gegen Rußland als gegen Frankreich. Verlorest Du auch weniger Provinzen, Dein harrte doch dieselbe Verheerung und dieselbe Abhängigkeit. Du konntest den Fesseln entgegen gehn, und ohne Widerstand von Deiner Höhe herabsteigen; aber Dein Volk ist zu gerecht, um es vergessen zu haben, daß vor einem Jahre, ohne Deinen letzten Entschluß, alle Bande der Ehrfurcht und Liebe zwischen Dir und ihm zerrissen waren. Du hast nur einen schönen Augenblick erlebt: man hat Dich um die Früchte desselben gebracht. Und was ist, alles berechnet, was ist der Menschen traurige Klugheit! In diesen Zeiten der Stürme, der Schwankungen, konnten tausend Zufälligkeiten, selbst auf dem Wege der Dir der sicherste schien, Dich irreleiten.

Die Vergangenheit, die Zukunft; neben diesen beiden Tröstern gehst Du zwischen inne. Der Zukunft widme Dein Leben; Deine Pflicht will es: aber bisweilen nach der Arbeitsstunde, hefte Dein ermüde-

tes Auge auf jene. Genieße Deine Rückerinnerungen; sie sind rein, wie Du selbst. Neun Jahre lang ist Dein Volk das glücklichste von allen gewesen; durch Deine Weisheit ruhig, frei unter Deinen sanften Gesetzen, durch Dein schönes Beispiel gebessert. Mit dieser Stimme von innen, kannst Du noch beneidenswerth seyn. Dein Volk, aus der Schule der Widerwärtigkeiten entlassen, wird seines Beherrschers würdiger werden. Seitdem es für Dein Leben gezittert, hat es ganz gefühlt, was es in Dir besitzt. Seine Liebe für Dich ist nicht grösser, sie ist besser geworden. Es wird Dir jedes Opfer erleichtern, allen Entbehrungen willig entgegen gehn, wenn es auch großer bedarf, um Dir die kleinern zu ersparen. Du wirst nicht mehr von der Pracht der Künste, von den Genüssen des Reichthums umgeben seyn, nicht mehr so viel Wohlthaten über das Talent ausgießen; aber doch Gutes thun, unsre Wunden mit schonender Hand heilen, unserm Elende Trost zusprechen. Dein Volk hat viel gelitten;

es wird ernster, einfacher, moralischer werden, und wenn es seine Bürgerpflichten erfüllt hat, auf Deiner erheiterten Stirn seinen Lohn lesen.

Ich rede von Entbehrungen. Und wirklich, unser größtes Unglück beim Tilsiter Frieden ist nicht der Länderverlust. Preussen ist zwar auf die Hälfte seiner vorigen Grenzen eingeschränkt. Preußen hat bloß unzusammenhängende, unbefestigte Provinzen behalten. Aber auch ein kleiner Staat kann blühend seyn. Frankreich und Rußland haben aufgehört einander zu hassen. Ihre Vereinigung weissagt uns einen langen Frieden. Warum sollte zwischen Napoleon, hinfort seiner Größe gewiß, und unserm König, hinfort friedlichen Pflichten hingegeben, nicht ein aufrichtiges Einverständniß walten?

Ohne ehrsüchtige Absichten, mit einer verminderten Armee werden wir uns dem Schicksale fügen, wenn uns auch nur ein bescheidenes Glück für unsern verlornen Ruhm Trost und Ersatz wird. Aber die Wunden des Landes werden lange bluten! Ganz Preus-

sen ist eine Wüstenei. Von der Weichsel bis zum Pregel sind die Dörfer Aschenhausen, die Felder ungebaut, das Vieh aufgezehrt, der Landmann in der Irre. In andern Provinzen, deren Bewohner nur die Last der Durchmärsche und der Lieferungen gefühlt haben, ist zwar das väterliche Dach noch nicht verlassen, aber man zehrt von dem letzten Bissen, und um dem gegenwärtigen Hunger zu entgehen, bereitet man sich künftigen. Das Geld ist durch tausend Kanäle abgeflossen, der Handel vernichtet. Vergebens strengt der Kunstfleiß seine Kräfte an; die Bedingungen der Arbeit haben aufgehört. Die Staatspapiere verlieren über ein Drittel, nicht weil es ihnen an der gehörigen Sicherheit fehlt; ehe ließe Friedrich Wilhelm die Monarchie sinken, als daß er seinen Verpflichtungen entsagte; sondern weil das Geld verschwunden ist, und man es zu jedem Preise bezahlt. In dieser allgemeinen Noth, wo wir fremder Hülfe bedürften, um Athem zu schöpfen, drückt eine schwere Kriegssteuer auf die uns

gebliebene Provinzen. Der Staat hat eine Summe zu bezahlen, die zehn wirthschaftliche Jahre in den schönsten Zeiten der Monarchie nicht hätten aufbringen können; und diese Summe ist für uns auf ewig verloren, kehrt nie durch die Wohlthat des Kreislaufs zu uns zurück. Wer wird dem Landmanne seine Hütte aufbauen; sein Feld bestellen? Das Blut des Volks wird fremde Länder düngen. Alles, was die Weisheit zur künftigen Glücksquelle hätte machen können, ist im voraus durch Traktaten abgeschnitten. Unsre Flüsse stehen dem Handel des Auslandes offen. Durch unsre Provinzen sind Landstraßen gezeichnet, unsern Gesetzen nicht unterworfen. Eine der reichsten Quellen ist für den Staat ganz verstopft, und wie viel andere werden langsamer versiegen! Die mittelbaren Auflagen, deren Last weniger drückte, sind hinfort unausführbar, weil der Schleichhandel ihrer spottet. Unser ganzes Einnahmesystem ist über den Haufen gestoßen. Eine nothwendig harte Verwaltung wird

den letzten Tropfen aus unsern Adern pressen, und statt des Erbtheils, werden wir unsern Kindern unser Leid hinterlassen.

Laßt nns für sie arbeiten, wenn wir nichts für uns vermögen. Laßt sie wenigstens ihren Kindern einst ein anderes Erbe bereiten. Kein Preusse verzweifle an seinem Vaterlande. Treu ist das Gemälde, das ich gezeichnet; aber unsere Staatsverwaltung hat Mittel und Quellen, die man nur bei uns kennt. Wir haben einen Regenten, der von keinen Bedürfnissen weiß, als die der Staat fühlt; wir haben einen Minister, dessen Umfassungskräfte groß sind; Nachbarn, deren Vortheil es nicht mehr ist, uns zu schaden; und statt des Kredits, den der Reichthum giebt, den Kredit der Rechtschaffenheit. Ein fester Wille that einst noch größere Wunder. *)

---

*) Ich führe noch einmal Friedrichs II. Schriften an. Seine Werke sind für uns die Sibyllinischen Bücher; sie enthalten alles. Man lese die schauderhafte Schilderung unserer Provinzen

Preussen, meine Brüder, vertrauet der Regierung, aber unterstützet sie. Gebt Euch die Tugenden Eures Standes. Ihr habt wollen Deutschlands Athen seyn, seyd Deutschlands Sparta. Was Euch ziemt, ist Geduld, Arbeit, Sparsamkeit. Entsagt den verführerischen Rückerinnerungen. Laßt in Euren Wohnungen den Luxus eines Tages nicht mit den Bedürfnissen aller Tage im Widerspiel seyn. Entfernt ihn von Euch, den zügellosen Hang zum Vergnügen, der die Hauptstadt entsittlichte, von der Hauptstadt in die Städte, von den Städten in die Hütten gedrungen ist; bewahret Weiber und Kinder vor seiner anziehenden Kraft. Liebet Euch; in Liebe und Wohlwollen liegt Trost. Das Unglück bringe alle Herzen näher, alle Stände zusammen! Erröthet über die gehässigen Vorurtheile,

---

am Ende des siebenjährigen Krieges. Die Farben des Gemäldes sind noch schwärzer als die meinigen. Und gleichwohl, was ist seitdem aus uns geworden?

die den Bürger vom Bürger losrissen. Ehret den Krieger, der Euch vertheidigen soll; und der Krieger sey bescheiden, weil Bescheidenheit des Muthes Zierde ist. Vor allem, seyd als Unterthanen, unterthan und ehrerbietig. Richtet nicht über Eure Herren. Die Regierung hat ihre Geheimnisse; unter den Beweggründen, nach welchen sie handelt, giebt es immer verborgene. Diese Regierung wird jene nicht mehr seyn, die Eure Wonne war. Ihr werdet einen strengen Hof sehen, harte Gesetze hören. Der verschuldete Staat wird theilen wollen, was Ihr genießt, wird Euch für das kleinste Vergnügen bezahlen lassen. So gebietet es die Nothwendigkeit. Saget Euch im Voraus, worin Eure und Eures Königs Pflichten bestehen werden. Verdient durch Ergebung, daß schönere Tage für Euch aufgehen. Gebt der Welt dieses Beispiel, und Eure Nachbarn werden Euch mehr noch achten und ehren, als sie sonst Euch fürchteten.

Die Staatsumwälzungen treffen ein Land

nach dem andern, bis sie ihren großen Kreislauf vollendet haben. Jedes Volk hat seine bestimmten Momente von Größe und Nichtigkeit. Vielleicht, wenn wir das Glück unserer Kinder vorzubereiten wissen, erheben sich einst Preussens Schicksale von neuem. Heute begnügen wir uns, gen Himmel zu flehen, daß der Sieger uns bald unserer traurigen Ruhe zurückgebe. Dann wird in unseren Wohnungen, die er verließ, eine schreckenvolle Stille auf das Geräusch folgen. Dann erst werden wir die Tiefe unserer Wunden prüfen, die Bitterkeit der Arznei kosten. Bis dahin ist kein Heil möglich; der Staat stirbt langsam an seinem Uebel. Napoleon hat seinen Sieg benutzt; er hat an uns die Rache genommen, die in seinen Augen gerecht war; aber er kann unser Verderben nicht wollen. Würde sein Volk dadurch glücklicher? Er hat ein Jahr über die Monarchie geschaltet; er kennt sie; er weiß, daß unser Land arm, daß dieser langwierige Staatskrampf unser Tod ist, daß eine Mil-

lion Familien ihr sterbendes Auge zu ihm kehren. Er weiß es. Er wird die großen Zwecke seiner Politik mit dem Mitleid, das er unserm Unglück schuldig ist, vereinbaren. Er wird edel seyn, wie er groß ist; und seine tapfern Krieger werden in ihr süßes Vaterland heimkehren, dort ihre Mühseligkeiten erzählen; und wir, beim Wiederblick unserer Herrscher, werden einen Augenblick unsere Leiden vergessen.

Bey dem Verleger und in allen guten Buchhandlungen sind folgende Bücher zu haben.

Anmerkungen (freymüthige) über des Herrn Ritters von Zimmermann Fragmente über Friedrich den Großen, von einem Brandenburgischen Patrioten. (von Fr. Nicolai). gr. 8. 1791. 92. 1 thlr. 12 gr.

Appellius (Karl) Handbuch zur praktischen Kenntniß des Accisewesens, der Accisevefassung und Accisegesetze der Kurmark Brandenburg; in alphabetischer Ordnung. gr. 8. 1800. 1 thl. 20 gr.

Beschreibung der K. Residenzstädte Berlin und Potsdam, aller daselbst befindlichen Merkwürdigkeiten und der umliegenden Gegend. 3te verm. Aufl. Mit Grundrissen von Berlin und Potsdam und von dem neuen Schlosse in Potsdam, und einer neuen Karte der Gegend um Berlin III Bände. (von Fr. Nicolai.) gr. 8. 5 thl. 12 gr.

Brandenburg (Franz) Handbuch zur praktischen Kenntniß des Zollwesens, der Zollverfassung und Zollgesetze von der Churmark Brandenburg, in alphabetischer Ordnung. gr. 8. 1800 1 thl. 20 gr.

Goßler (Christ.) Handbuch gemeinnütziger Rechtswahrheiten für Geschäftsmänner, nach Anleitung

des allgemeinen Landrechts entworfen. gr. 8. 1794. 1 thl. 16.

Guide de Berlin de Potsdam et des environs, ou déscription abregée des choses remarquables qui s'y trouvent, avec un plan de la ville de Berlin. 8. 1802. 1 thl. 2 gr.

Hennert (C. W.) Beyträge zur Brandenburgischen Kriegsgeschichte unter Kurfürst Friedrich III. nachherigen erstem Könige von Preußen. Mit Karte. gr. 4. 1790. 1 thl. 6 gr.

Klein (E. F.) Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den Preuß. Staaten. XXIV Bände. gr. 8. 1788—1806 jeder Theil 1 thl. 4 gr.

— merkwürdige Rechtssprüche der Juristen = Fakultät zu Halle. V Bände. gr. 8. 1796—1802. 5 thl. 20 gr.

— drey Abhandlungen über den Geist der Gesetze und Rechtsverwaltung in den Preuß. Staaten. 8. 1802. 4 gr.

— über die gesetzliche und richterliche Begünstigung des Bauernstandes. Mit Zusätzen in Beziehung auf das Edict vom 9. Oct. 1807. gr. 8. 1804. 4 gr.

Manger (H. L.) Baugeschichte von Potsdam besonders unter der Regierung Friedrich II. 3 Bände compl. gr. 8. 1789. 90. 2 thl. 10 gr.

Massow (E. J. W. von) Handbuch der Literatur,

angehenden Justizbedienten gewidmet. II Bände und ein Anhang gr. 8. 1794. 3 thl.

Vertheidigung Friedrich des Großen in Ansehung der Fehler, welche ihm in der Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des 7jährigen Krieges schuld gegeben werden. gr. 8. 1803. 10 gr.

Unterricht über die Gesetze für die Einwohner der Preuß. Staaten. Von den Hrn. Geh. Räthen Suarez und Goßler gr. 8. 1793. 12 gr.

Ebendasselbe in polnischer Sprache. 20 gr.

Unterweisung für die Partheyen zu ihrem Verhalten bey Prozessen und andern gerichtlichen Angelegenheiten. Von den Hrn. Geh. Räthen Suarez und Goßler. gr. 8. 1796. 10 gr.

Wegweiser für Fremde und Einheimische durch die Königl. Residenzstädte Berlin und Potsdam und die umliegende Gegend. Nebst einem Grundriß der Stadt Berlin. 8. 21 gr.

Ferner noch:

J. J. Eschenburg's Handbuch der klassischen Literatur 5te verbesserte und vermehrte Aufl. gr. 8. 1808. 2 thl.

Materiaux pour servir à l'histoire des années 1805, 1806 et 1807. Dédié aux Prussiens par un ancien compatriote. 8. 1808. 1 thl.

Fr. v. Bülow Bemerkungen, veranlaßt durch des Hrn. Hofraths Rehberg Beurtheilung der Königl. Preuss. Staatsverwaltung und Staatsdienerschaft. 1802. 22 gr.

Zur Ostermesse 1808 erscheint:

H. W. Heerwagen kurze Darstellung der Staatswirthschaft des Preuss. Staats, sowohl an sich, als im Vergleich der Staatswirthschaft des vormaligen Churfürstenthums Hannover. Veranlaßt durch eine Schrift des Hrn. Hofrath Rehberg zu Hannover: über die Staatsverwaltung deutscher Länder und die Dienerschaft der Regenten. 8.

500.-
Okt. 84

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lombard, Johann Wilhelm,

Materialien zur Geschichte der Jahre 1805, 1806 und 1807

Frankfurt [u.a.] 1808

Eur. 465 cb
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10484825-6